O. Z.

Roman

von

H. C. Andersen.

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

D. Z.

I.

„Quod felix faustumque sit!"

Die academische Matrikel.*)

Eine Glückseligkeit giebt es, die noch kein Dichter recht besungen, keine noch so liebenswürdige Leserin erlebt hat oder je in dieser Welt erleben wird. Es ist dies ein Zustand der Glückseligkeit, der nur dem männlichen Geschlechte, und selbst unter diesem nur den Auserwählten zu Theil geworden. Es ist ein Augenblick des Lebens, der unsere Gefühle, unsern Geist, unser ganzes Wesen ergreift. Thränen der Unschuldigen sind geflossen, schlaflose Nächte verronnen, während welcher die fromme Mutter, die liebende Schwester für diesen kritischen Lebensmoment des Sohnes, des Bruders ihre Gebete zu Gott emporgesandt haben.

Glückseliger Augenblick, den kein Weib, sei es noch so gut, so schön und geistreich, erleben kann, der Augenblick nämlich — Student zu werden, oder, um es mit einem gewöhnlicheren Ausdrucke zu bezeichnen, das erste Examen zu bestehen.

Der Cadett, welcher Offizier, der Schüler, welcher academischer Bürger, der Lehrbursche, welcher Gesell wird, sie Alle

*) Deutsch: Möge es glücklich und heilbringend sein.

kennen in größerem oder geringerem Grade dieses Lösen der Flügel, dieses Hinweghüpfen über die Maturitätsschranken hinein in den Carrouselplatz der philosophischen Vorstudien. Wir Alle streben nach einer größeren Bahn, und brausen dahin, gleich dem Flusse, der sich endlich ins Meer verliert.

Zum ersten Male fühlt dann die jugendliche Seele so recht ihre Freiheit, und fühlt sie deshalb doppelt; sie strebt nach Thätigkeit, sie begreift ihr Ich, es ist ja geprüft und nicht zu leicht befunden; sie ist noch im Besitz aller der nicht getäuschten Träume des Kindes. Nicht Liebesglück, nicht Begeisterung für Kunst und Wissenschaft durchzuckt so alle Nerven, wie dieses: Ich bin Student!

Dieser Frühlingstag des Lebens, an welchem die Eisdecke der Schule gesprengt wird, der Baum der Hoffnungen Knospen treibt, die warme Freiheitssonne scheint, fällt bei uns, wie bekannt, in den October-Monat, *) eben wenn

*) Unser Roman spielt während der academischen Laufbahn zweier junger Leute, die sich oft über die verschiedenen Grade, die sie zu erringen haben, unterhalten. Diese Grade finden sich nicht auf deutschen Universitäten, und sind also auch schwerlich dem deutschen Publicum bekannt. Die dänischen Studenten müssen vor dem eigentlichen Amtsexamen und außer dem auch in Deutschland üblichen Maturitätsexamen (examen artium) im Laufe ihrer Studienzeit noch ein anderes Examen bestehen, das examen philosophicum. Dieses zerfällt wieder in zwei Abtheilungen, in das philologicum und das eigentliche philosophicum, und dann erst kommt später das Amtsexamen, bei welchem drei stehende Censuren oder Charaktere ertheilt werden: laudabilis, dem noch als Auszeichnung das „prae ceteris“ oder „et quidem egregie“ angehängt wird, haud illaudabilis und non contemnendus. Diese Erläuterungen werden wohl hinreichen, den Leser über die diesen Gegenstand betreffenden Anspielungen zu verständigen.

die Natur ihr Laub verliert, wenn die Abende anfangen dunkler zu werden und sich schwerere Winterwolken zusammenziehen, recht als wollten sie der Jugend lehren: „Euer Frühling, die Geburt des Examens, ist nur ein Traum! jetzt eben tritt Ernst in euer Leben!“ aber daran denkt die glückliche Jugend nicht, und das wollen wir eben so wenig; wir wollen vielmehr mit den Fröhlichen fröhlich sein, und gerade ihren Kreis besuchen. In einem solchen nimmt unsere Erzählung ihren Anfang.

II.

Wenn künftig auch getrennt wir leben,
Einer in Jütland, auf Fühnen der Andere,
Soll uns die Erinn'rung des Rausches umschweben —
— Muntrer und lebhafter kaum
Wird uns erscheinen ein Tag.

Carl Bagger.

Es war im October des Jahres 1829. Das Examen artium war überstanden, mehrere junge Studenten hatten sich Abends bei einem ihrer Commilitonen versammelt, einem achtzehnjährigen Kopenhagener, dessen Eltern ihm und den neuen Freunden einen Examenschmaus gaben. Mutter und Schwester hatten Alles aufs Niedlichste angeordnet, der Vater aus dem Keller vortrefflichen Wein geliefert, und der Student selbst, hier der rex convivii, für Tabak,

echten Oronoco-Kanaster, Sorge getragen. Was aber die Pfeifen betraf, so hieß es in der Einladung, die, wie sich von selbst versteht, in lateinischer Sprache abgefaßt war, daß Jeder die seinige mitbringen müsse.

Die Gesellschaft, aus 21 Personen bestehend, und dies waren nur die intimsten Freunde, hatte sich bereits versammelt. Ungefähr der dritte Theil derselben war aus den Provinzen, die Uebrigen aus Kopenhagen.

„Der alte Vater Homer soll mitten auf dem Tische stehen!“ sagte einer der Lebhaftesten, indem er von dem Ofen eine Gipsbüste herab nahm und sie auf den gedeckten Tisch stellte.

„Nun ja, der hat wohl eben so gut getrunken, wie die andern Dichter!“ sagte ein Aelterer. „Gieb mir eines Deiner Exercitienbücher, Ludwig! ich will ihm einen Kranz von Rebenblättern schneiden, weil wir doch keine Rosen haben, ich solche auch nicht ausschneiden kann.“

„Ich beginne die Libation!“ rief ein Dritter. „Favete linguis!“ und nun streuete er eine Messerspitze voll Salz auf die Büste, während er zugleich das Glas erhob, um sie mit einigen Tropfen Weins zu benetzen.

„Behandle meinen Homer nicht wie einen Ochsen!“ rief der Wirth, „Homer soll den Ehrenplatz haben, zwischen der Bowle und dem Baumkuchen! er ist eben mein Poet! er war es, der mir im Griechischen zum laudabilis et quidem egregie verhalf. Nun wollen wir gegenseitig unsere Gesundheit trinken! Jörgen soll magister

bibendi sein, und dann singen wir „gaudeamus igitur“ und „integer vitae.“

„Der Küster mit dem Cardinalshute muß Vorsänger sein!“ rief einer der Provinzialen, auf einen rothwangigen Jüngling deutend.

„Jetzt bin ich nicht länger Küster!“ sagte dieser lachend. „Rührst Du alte Geschichten auf, so werde ich Dich auch nur bei Deinem alten Spitznamen „der Rauchfang“ nennen.“

„Es ist aber eine niedliche Geschichte!“ sagte Jener. „Wir nannten ihn den Küster, nach dem Amte, welches sein Vater bekleidete; das war nun eben nicht sehr witzig. besser aber war es mit dem Hute, denn der glich in der That einem Cardinalshute. Ich erhielt indessen meinen Namen auf eine lustigere Weise.“

„Er wohnte neben der Schule,“ nahm der Andere wieder das Wort; „immer wenn wir die uns bestimmte Viertelstunde frei hatten, konnte er nach Hause schlüpfen; da hatte er denn eines Tages den Mund voll von Tabaksrauch genommen, in der Absicht, uns denselben ins Gesicht zu blasen; als er aber mit den vollen Backen in den Gang kam, war die Viertelstunde verflossen, und wir befanden uns wieder in der Classe; der Rector stand noch in der Thür, weshalb er den Rauch nicht von sich blasen konnte und so hineinschleichen wollte. „„Was hat Er da im Munde?““ fragte der Rector; Philipp aber konnte nicht antworten, ohne zugleich den Rauch fahren zu lassen. „„Nun, kann Er nicht antworten?““ sagte der Rector, und gab ihm eine Ohrfeige, daß der Rauch durch Nase und Mund hinaus

fuhr. Das sah nun ganz allerliebst aus; dem Rector selbst machte die Geschichte so viel Vergnügen, daß er dem armen Sünder das **Notabene** schenkte.

„**Integer vitae!**“ fiel der Vorsänger ein, und hübsch harmonisch folgten die andern Stimmen. Ein junger Kopenhagener zeigte darauf sein dramatisches Talent, indem er ganz täuschend den Professoren der Academie nachsprach und ihre Eigenthümlichkeiten wiedergab, doch auf eine so gutmüthige Weise, daß es selbst die Betheiligten amüsirt haben würde. Nun folgten Gesundheiten: „**vivant omnes hi et hae!**“

„Das beste Mädchen soll leben!“ rief kühn einer der lustigsten Brüder.

„Das beste Mädchen!“ wiederholten ein Paar der Jüngeren, und stießen die Gläser gegen einander, während ihnen über ihre Kühnheit das Blut in die Wangen trat, denn sie hatten noch nie an ein geliebtes Wesen gedacht, das gehört aber mit dazu. Der Rundgesang begann, in welchem jeder den Vornamen der Geliebten nennen sollte, und sicher griffen wenigstens die Hälfte einen aus der Luft; Einzelne aber nannten auch einen mit einigem Herzklopfen. Das Gespräch wurde lebhafter; die bevorstehenden militairischen Uebungen, die hübsche Uniform, *) die Aufnahme in den Studentenverein, die Vergnügungen daselbst, Alles war von großem Interesse. Aber das künftige **philologicum**

---

*) Die Kopenhagener Studenten bilden ein auf vollständigem Kriegsfuß organisirtes Corps.

und philosophicum, ja davon war auch die Rede, da sollte man sich im Latein zeigen.

„Was meinen Sie," sagte einer von ihnen, „wenn wir wechselsweise einmal die Woche zusammenkämen und Disputirübungen hielten? Dabei dürfte aber kein dänisches Wort gesprochen werden. Das kann vortrefflich werden."

„Ich bin dabei!" riefen Mehrere.

„Es müssen da ordentlich Gesetze geschrieben werden."

„Ja, aber unsern besten Lateiner, den Kronjütländer, Otto Zostrup, müssen wir mit haben! Er schrieb sein exercitium in Hexametern."

„Er ist hier diesen Abend nicht eingeladen!" bemerkte der Nachbar, der junge Baron Wilhelm aus Fühnen, der einzige Edelmann in der Gesellschaft.

„Otto Zostrup!" antwortete der Wirth. „Ja, er ist freilich ein tüchtiger Mensch, aber er sieht mir so hochmüthig aus. Er hat in seinem Wesen etwas, das mir gar nicht gefällt. Weil er nun prae ceteris erhielt, sind wir Andern doch auch keine Faullenzer!"

„Aergerlich war es doch," rief ein Anderer, „daß er in der Mathematik das eine non bekam. Er wäre sonst ausgezeichnet worden. Nun kann er sich über die vielen brillanten Charaktere nur ärgern."

„Ja, und er ist in der Mathematik stark beschlagen!" fügte Wilhelm hinzu. „Es war im Schriftlichen etwas nicht recht; der Aufseher war daran Schuld; wie, weiß ich nicht; aber Zostrup ist furchtbar heftig und setzt immer alle Rücksichten aus den Augen; er wurde zornig und ging

fort. Von ihm wurde nur ein Stück unbeschriebenes Papier vorgelegt, und das brachte ihm eine Null, die das mündliche Examen nicht höher bringen konnte, als auf Non. Zostrup ist gewiß ein herrlicher Mensch. Wir haben auf dem Dampfschiffe eine Tour von Helsingör nach Kopenhagen mit einander gemacht, und im schriftlichen Examen saßen wir neben einander, bis auf den Tag, wo die Mathematik daran kam, da saß ich weiter unten. Ich kann ihn gut leiden, seinen Stolz abgerechnet, und den muß man ihm abgewöhnen."

„Herr Barón," sagte der Nachbar, „ich bin Ihrer Meinung. Wollen wir nicht schmolliren?"

„Wir wollen heute Abend Alle mit einander Schmollis trinken!" sagte der Wirth, „es ist nichts, wenn sich Commilitonen und gute Freunde Sie nennen!"

„**Evoe Bacchus!**" jubelten sie lustig. Die Gläser wurden gefüllt, mit dem eignen umschlang man den Arm des Nachbars und leerte die Gläser, während Einzelne das „**dulce cum sodalibus!**" anstimmten.

„Sage mir, wie heißest Du?" fragte einer der Jüngeren seinen neuen Dutzbruder.

„Wie ich heiße?" entgegnete dieser, „bis auf einen Buchstaben wie der Baron."

„Der Baron!" rief ein Dritter, „ja, wo blieb der?"

„Da steht er und plaudert an der Thür; das Glas genommen! nun haben wir Andern Schmollis getrunken!"

Die Gläser wurden emporgehoben, der junge Baron lachte, stieß an, und rief in der Runde umher: „Du, Du!"

In der ganzen Weise lag aber etwas Gezwungenes, was indessen keins der jungen Gemüther bemerkte, viel weniger noch sich einfallen ließ, daß sein plötzliches Zurücktreten, während des ersten Schmollirens, einzig und allein vielleicht darum geschehen sei, um demselben auszuweichen. Bald aber war er wieder einer der Ausgelassensten, versprach Jedem, der Theologie studiren wollte, eine Pfarre auf seinem Gute, wenn er es erst unter seinen Händen hätte, und schlug darauf vor, daß die lateinischen Disputirübungen bei ihm ihren Anfang nehmen sollten, und zwar am nächstkommenden Freitage; Otto Zostrup sollte aber mit — wenn er wolle, natürlich, — er sei ein tüchtiger Student und sein Freund, sie hätten ja mit einander eine Reise gemacht und wären Nachbarn gewesen an dem grünen Tische. *)

Unter denen, welche am frühesten ihr valete amici gaben, befand sich der Baron. Einige wollten den lustigen Kreis noch nicht verlassen. Auf der Straße herrschte die größte Stille, es war schöner Mondschein. In den meisten Häusern war Alles zur Ruhe, nur hin und wieder sah man noch Licht; die meisten Menschen schliefen, selbst solche, deren Pflichtgefühl den Gott des Schlafs hätte entfernen sollen; so saß ein armer Miethkutscher hoch oben auf dem Kutschenbock, vor dem Hause, wo er seine Herrschaft erwartete, und genoß, den Zügel um die Hand gewunden, die ersehnte Ruhe. Wilhelm (wir wollen den jungen Baron künftig nur mit dem Vornamen nennen) ging allein durch die Straße.

*) Beim Maturitätsexamen.

Der Wein hatte das nordische Blut erhitzt, — es floß ohnehin nie langsam; sein jugendlicher Sinn, seine ausgelassene Laune und die lustige Stimmung aus der eben verlassenen lustigen Gesellschaft her ließen ihn nicht ruhig an diesem schlafenden Endymion vorübergehen. Plötzlich fiel es ihm ein, den Kutschenschlag zu öffnen und hineinzuspringen; darauf ließ er das Fenster fallen und rief mit starker Stimme: „fahr' zu!" Der Kutscher fuhr aus seinem gesegneten Schlaf empor und fragte ganz verdutzt „wohin?" Ohne sich zu besinnen, rief Wilhelm: „nach dem Gasthof zum Schiff." Der Kutscher fuhr; auf halbem Wege öffnete aber Wilhelm wieder den Schlag, ein kühner Sprung half ihm hinaus, und der Wagen fuhr fort. Er hielt bei dem Wirthshause zum Schiff. Der Kutscher stieg hinab und öffnete den Schlag; es war Niemand drin; er steckte den Kopf hinein, um sich recht zu überzeugen, aber der Wagen war leer! „Sonderbar!" sagte der Kerl, „kann ich das geträumt haben? Ich hörte ja aber ganz deutlich, wie gesagt wurde: „fahr' nach dem Schiff! Gott behüt', nun warten sie auf mich!" Er sprang auf den Bock hinauf und jagte wieder zurück.

Unterdessen hatte Wilhelm seine Wohnung erreicht; er öffnete ein Fenster und blickte über den öden, von Buden eingeschlossenen Platz an der Kirche hinaus. Zum Schlafen hatte er keine Lust, obgleich Alles in der Straße, selbst den Wächter nicht ausgenommen, sich dieser Gottesgabe zu erfreuen schien. Wilhelm dachte an die lustige Abendgesellschaft, an sein Abenteuer mit dem armen Mieth-

kutscher, nahm dann seine Violine von der Wand und begann einige Variationen zu spielen.

Die Nachzügler von dem ehrenwerthen Zechgelage, lustiger als da Wilhelm sie verließ, kamen nun die Straße einher gewandert. Einer derselben jodelte hübsch, und kein Wächter zeigte sich als störendes Princip. Sie hörten Wilhelms Violine und erkannten den Spielenden.

„Spiele uns eine Française, Du da oben!“ riefen sie.

„Aber der Wächter?“ flüsterte einer der weniger Beherzten.

„Alle Wetter, da sitzt er!“ rief ein Dritter, und deutete auf einen schlafenden Gegenstand, der sein Haupt an einen großen hölzernen Kasten vor einer verschlossenen Bude lehnte.

„Der ist selig,“ sagte der Erste. „Hätten wir nur den starken Isländer hier, der würde ihn bald am Bandelier an einen der eisernen Haken aufhängen. Das hat er einmal gethan; er hat Bärenkräfte .Er packte einen solchen Patron recht niedlich um den schmalen Leib und hängte ihn am Gürtel auf einen der Haken an der Wage. Es nahm sich scharmant aus. Da hing der Wächter und pfiff nach den Andern; der zuerst Herbeikommende wurde gleich neben ihm aufgehängt, und nun lief der Isländer davon, während die Beiden Duette bliesen.“

„Höre, faß' an!“ rief einer der lustigen Brüder, indem er schnell den hölzernen Kasten öffnete, dessen Deckel nur von einem Pflock gehalten wurde. „Laßt uns den Wächter in den Kasten stecken, er schläft ja wie ein Dachs!“

Augenblicklich hatten Vier den Schläfer gepackt, der freilich darüber erwachte, aber er lag schon im Kasten. Der Deckel flog zu, und ein Paar der Freunde sprangen hinauf, während der Pflock vorgesteckt wurde. Der Wächter im Kasten griff gleich nach seiner Pfeife und entlockte derselben die herzzerschneidendsten Töne. Schnell zogen sich die Plagegeister zurück, doch nicht weiter, als daß sie die Pfeife hören und das, was jetzt vorgehen würde, sehen konnten.

Nun kamen die Nachbarwächter herbei.

„Zum Henker! wo bist Du?" riefen sie, und fanden nun die Stelle.

„Ach, Gott helfe mir!" rief der Gefangene. „Laßt mich heraus, laßt mich heraus! ich soll ja rufen!"

„Du hast wohl über den Durst getrunken, Kamerad!" sagten die Andern. „Bist Du in den Kasten gefallen, so bleib' nur da liegen, Du Trunkenbold!" und lachend verließen sie ihn.

„O die Schurken!" seufzte er, und arbeitete vergeblich, um den Deckel zu öffnen. Der Kasten fiel von seinen gewaltsamen Anstrengungen um. Nun traten die jungen Menschen hervor, und als wären sie über die ganze Geschichte, die er ihnen erzählen mußte, höchst bestürzt, ließen sie sich bewegen, den Kasten zu öffnen, aber nur unter der Bedingung, daß er die Straße von der Einmischung der andern Wächter rein halten sollte, während sie nach Wilhelms Violine eine Française tanzten.

Der arme Mann wurde aus seinem Gefängnisse befreit, und mußte nun hübsch Schildwache stehen, während sie sich

zum Tanze aufstellten. Wilhelm wurde aufgefordert zu spielen, und der Tanz nahm seinen Anfang: es fehlte aber ein Tänzer. Eben ging ein ruhiger Bürgersmann vorüber. Der Herr, welcher keine Dame hatte, näherte sich ihm mit komischer Ehrerbietung und bat ihn, an dem Vergnügen Theil zu nehmen.

„Ich tanzte noch nie!" sagte der Mann lachend, und wollte weiter.

„Ja," antwortete der Cavalier, „Sie müssen mir dennoch das Vergnügen machen, sonst bekomme ich ja keinen Tanz!" So sprechend faßte er ihn um den Leib, und der Tanz begann, der gute Mann mochte wollen oder nicht.

„Der Wächter muß von Jedem ein Trinkgeld bekommen!" sagten sie, als die Française zu Ende war. „Er ist ein braver Mann, der in der Straße Ordnung hält, daß man ein Tänzchen machen kann."

„Das sind honetter Leute Kinder!" sagte der Wächter zu sich selbst, während er vergnügt das Geld in den ledernen Beutel steckte.

Alles war wieder ruhig auf der Straße, auch die Violine schwieg.

III.

Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?
A. v. Chamisso.

Im vorigen Capitel hörten wir einen jungen Studenten, Otto Zostrup, erwähnen, einen tüchtigen Menschen, mit neun prae caeteris, wie seine Commilitonen sagten, aber auch mit einem Stolze, von dem er entwöhnt werden mußte. Nicht bei den erwähnten Disputirübungen wollen wir seine Bekanntschaft machen, obgleich man da vor dem guten Lateiner Achtung bekommen würde; nicht in großer Gesellschaft, wo ihn sein schönes Aeußere, der sprechende melancholische Blick interessant machen mußte; eben so wenig im Parterre des Hoftheaters, welches man in der letzten Zeit scherzweise des Herzens Seite im Parterre genannt hat, obgleich uns dort seine wenigen, aber treffenden Bemerkungen einen sehr geistreichen jungen Mann zeigen würden; wir wollen ihn zum ersten Male bei dem Freunde, dem jungen Baron Wilhelm, aufsuchen. Es ist zu Anfang Novembers; wir finden sie Beide, die Pfeife im Munde; auf dem Tische liegen Tibull und Anakreon, die sie zum bevorstehenden philologicum mit einander lesen.

Im Zimmer steht ein Fortepiano mit einer Menge Musikalien; an der Wand hängen Weyse's und Beethoven's Bildnisse, denn unser junger Baron ist musikalisch, ja selbst Componist.

„Sehn sie, da haben wir nun wieder den allerliebsten

zähen Nebel!“ sagte Wilhelm, „man kann ihn draußen ordentlich schmecken. Zu Hause war er mir eine Pest, hier londonisirt er nur die Stadt.“

„Ich hab' ihn gern!“ sagte Otto. „Mir ist er ein alter Bekannter von der Nordsee! Es ist, als brächte er mir Grüße vom Meere und von den Sanddünen.“

„Ich möchte die Nordsee wohl sehen, aber wohnen möchte der Teufel da! Welche Stadt liegt dem Gute Ihres Großvaters am nächsten?“

„Lemvig,“ antwortete Otto. „Will man die Nordsee recht sehen, so muß man nach den Aemtern Thisted und Hjörring hinauf. Ich bin dort gereiset, habe meine Familie im Kloster Börglum besucht und überdies kleinere Touren gemacht. Nie vergesse ich einen Abend; es war ein Wetter, von dem man im Innern des Landes gar keinen Begriff hat. Ich ritt, damals nur noch Knabe und ein wilder Bursche, mit einem unserer Knechte; als der Sturm anfing, befanden wir uns zwischen den Sanddünen. Das hätten Sie sehen sollen! Der Sand bildet längs dem Strande hohe Bänke, als Dämme gegen das Meer; diese nun sind mit Strandgras bewachsen, bricht aber der Sturm ein Loch, so geht das Ganze fort. Dieses Schauspiel wurde uns zu Theil. Es war eine arabische Sandhose, und die Nordsee brüllte, daß es meilenweit zu hören war. Der salzige Schaum flog uns mit dem Sande ins Gesicht!“

„Das muß herrlich sein!“ rief Wilhelm aus, und seine Augen funkelten. „Jütland ist doch der romantischeste Theil Dänemarks. Seitdem ich Steen-Blicher's Novellen

gelesen, habe ich für dieses Land rechtes Interesse bekommen. Es scheint mir mit dem schottischen Flachlande viel gemein haben zu müssen. Es befinden sich ja auch Zigeuner da?"

„Gesindel nennen wir sie," sagte Otto mit einem unwilligen Zuge um den Mund. „Sie entsprechen dem Namen!"

„Die Fischer an der Küste sind wohl auch nicht besser. Lassen sie noch von der Kanzel Gott bitten, daß ein Schiff strande? Erschlagen sie noch die Schiffbrüchigen?"

„Ich habe unsern Prediger, der ein alter Mann ist, erzählen hören, wie er in den ersten Jahren, als er zu Amt und Würden gelangte, in der Kirche habe bitten müssen, daß, wenn Schiffe stranden sollten, dies doch in seinem Districte geschehen möchte. Was übrigens vom Todtschlagen erzählt wird, nun ja — die Küstenbewohner oder, wie sie genannt werden, Meergänse sind kein weichherziges Volk, so weit geht es aber doch heut zu Tage nicht. Es starb ein alter Bauer in der Gegend, von dem erzählt man freilich, daß er in bösem Wetter seinem Pferde eine Laterne unter den Bauch gebunden und es darauf am Strande habe auf und nieder gehen lassen, damit der fremde Schiffer, der draußen segelte, wähnen möchte, es sei ein kreuzendes Schiff und er befinde sich also noch eine gute Strecke vom Lande. Auf diese Weise soll manches Schiff zu Grunde gegangen sein; aber sehn Sie, das sind Geschichten aus der ältern Zeit, bevor sich mein Beobachtungsvermögen entwickelte; es war dies jenes goldene Zeitalter, als man in der baufälligen Fischerhütte, nach einer solchen guten Strandung, echte, nur wenig von der See beschädigte Shawls zu Bettvorhängen benutzt finden

konnte. Stiefeln und Schuhe wurden mit der feinsten Pomade geschmiert. Kommt ihnen jetzt dergleichen zu Händen, so wissen sie es besser in Geld umzusetzen. Die Strandcommissäre passen auf; jetzt soll es dort ein wahres kupfernes Zeitalter sein."

„Sie haben eine Strandung mit angesehen?" fragte Wilhelm mit steigendem Interesse.

„Unser Gut liegt nur eine halbe Meile vom Meere. Jedes Jahr um diese Zeit, wenn sich, wie heute, der Nebel ausbreitete und der Sturm zu wüthen begann, ging es lustig her. In meiner Wildheit, als Knabe, und bei dem einförmigen Leben konnte ich mich ordentlich darnach sehnen. Auf einer Reise nach dem Kloster Börglum erlebte ich einen Sturm. In der Morgenstunde war es ganz windstille, aber grau, und uns ward das Schauspiel einer Art Fata Morgana. Ein Schiff, das noch nicht über den Horizont hervorgekommen, zeigte sich draußen, aber die ganze Takelage war umgekehrt, der Mast nach unten, der Rumpf nach oben. Dies nennt man das Todtenschiff, und wenn das gesehen wird, ist man sicher, Unwetter und Strandung zu erleben. Später am Vormittage begann es auch zu wehen, und vor Ablauf einer Stunde hatten wir einen frischen Wind. Das Meer brummte ganz artig; wir fuhren zwischen Sanddünen hinauf; sie gleichen Hügeln und Thälern zur Winterzeit, aber hier ist es nicht Schnee, der wegschmilzt, hier wächst nie ein grüner Halm; hie und da ragt ein schwarzer Pfahl hervor, das sind Rudera von einem Wrack, dessen Geschichte man nicht kennt. Am Nachmittage erhob sich nun

ein Sturm, wie ich ihn erlebte, als ich mit dem Knechte zwischen den Dünen ritt. Wir konnten nicht weiter fahren und mußten deshalb in einer der Hütten Schutz suchen, welche die Fischer zwischen den weißen Sanddünen errichtet hatten. Da blieben wir, und ich sah eine Strandung, ich vergesse sie nie! Ein Americaner lag keinen Büchsenschuß vom Lande. Sie kappten den Mast; sechs bis sieben Mann klammerten sich im Wasser an denselben fest. O, wie schaukelten sie in dem spritzenden Schaum! Der Mast nahm seine Richtung dem Lande zu; zuletzt hingen nur drei Mann noch an demselben fest, er wurde aufs Land geschleudert, aber die zurückrollenden Wogen führten ihn wieder mit hinweg, er zerschmetterte den sich Festklammernden Arme und Beine, zermalmte sie wie Gewürm. Mir träumte mehrere Nächte davon. Die Wogen schleuderten den Rumpf des Schiffes hoch hinauf, wo man sonst fuhr, und bohrten ihn in den Sand. Als wir später denselben Weg zurückreisten, waren Vor- und Hintersteven fort, man erblickte gleichsam zwei starke Plankenwerke, zwischen denselben hindurch führte der Weg. Noch immer fährt man durch den Rumpf!“

„Dort drüben muß ja jedes poetische Gemüth ein Byron werden,“ sagte Wilhelm. „Auf meiner Eltern Gute haben wir nur Idyllen; ganz Fühnen ist ein Garten. Wir besuchen uns gegenseitig auf den Gütern, wo es lustig hergeht, tanzen mit den Bauermädchen auf den Erndtefeste, jagen im Walde und fischen in den Landseen. Das einzige Traurige bietet bei uns ein Leichenzug dar, und von romantischen Charakteren besitzen wir nur einen kleinen buckligen

Musikanten, eine kluge Frau und einen ehrlichen Schulmeister, der noch, wie weiland Hieronymus, steif und fest glaubt, die Erde sei flach, und wenn sie sich umdrehe, müsse man fallen, der Teufel wisse wohin."

„Ich liebe die Natur Jütlands," rief Otto aus. „Das offene Meer, die braune Haide und das buschige Moorland. Das wilde Moor sollten Sie sehen, das ist eine Strecke! Fast immer schwebt der nasse Nebel über seiner unzugänglichen Mitte, die Keiner kennt. Es sind nicht funfzig Jahre her, daß es noch Wölfen zum Aufenthaltsorte diente. Oft geräth es in Brand, es ist von Schwefelstoffgas durchdrungen, meilenweit kann man das Feuer sehen."

„Alles das sollte meine Schwester Sophie hören!" sagte Wilhelm. „Sie würden bei ihr Glück machen. Das liebe Mädchen! sie ist zu Hause der beste Kopf, aber sie liebt den Effect. Hoffmann und Victor Hugo sind ihre Lieblinge. Byron ruht jede Nacht unter ihrem Kopfkissen. Sie wären im Stande, wenn Sie ihr von der jütländischen Westküste, von Haiden und Mooren erzählen, sie zu vermögen, eine Reise dahin zu machen. Man sollte auch nicht glauben, daß wir in unserm eignen Lande so romantische Situationen hätten!"

„Ist sie ihre einzige Schwester?" fragte Otto.

„Nein!" entgegnete Wilhelm, „ich habe zwei; Louise heißt die andere. Die ist ein ganz entgegengesetzter Charakter; ich weiß nicht, von welcher man am meisten halten soll. Haben Sie keine Geschwister?" fragte er Otto.

„Nein!" entgegnete dieser mit dem vorigen unwilligen

und halb wehmüthigen Zuge. „Ich bin ein einziges Kind. Drüben in meiner Heimath ist es einsam und stille. Nur mein Großvater ist mir am Leben geblieben. Er ist ein rascher, starker Mann, aber sehr ernst. Er unterrichtete mich in der Mathematik, die er aus dem Grunde versteht, der Prediger im Lateinischen, im Griechischen und in der Geschichte; in der Religion aber nahmen sich zwei meiner an, der Prediger und meine alte Rosalie. Sie ist eine gute Seele. Wie oft neckte ich sie nicht, war muthwillig, fast böse gegen sie. Sie hielt aber doch viel auf mich, sie war mir Mutter und Schwester, sie unterrichtete mich in der Religion so gut wie der Prediger, obgleich sie katholisch ist. Seit meines Vaters Kindheit ist sie gleichsam eine Art Gouvernante im Hause gewesen. Sie hätten nur sehen sollen, wie wehmüthig sie lächelte, wenn sie mich in der Geographie überhörte und wir dann von ihrer lieben Schweiz lasen, wo sie geboren, von Südfrankreich, wo sie einst als Kind gereist war. Die jütländische Westküste mag sich auch mager ausnehmen neben diesen Ländern!“

„Aber sie hätte Sie ja katholisch machen können! Sollte Ihnen nicht noch etwas davon ankleben?“

„Rosalie war ein vernünftiges Frauenzimmer; Luther selbst hätte sich ihrer Lehren nicht schämen dürfen. Was dem Herzen des Menschen heilig ist, bleibt auch heilig in jeder Religion!“

„Aber der Madonna Altäre bauen!“ rief Wilhelm aus, „eine Person anbeten, die nicht einmal die Bibel zu einer Heiligen macht, das ist doch ein wenig zu arg! Und

dann alle diese Faxen mit Räuchern und Glockengeläute! Ja, ich hätte nicht wenig Lust, dem Papste und der ganzen Clerisei die Köpfe abzuschlagen! Ablaß verkaufen?! Das müssen aber auch Leute sein, die daran recht glauben; ich werde vor der Madonna nicht einmal meinen Hut abnehmen!"

„Das werde ich, und mich in meinem Herzen vor ihr beugen!" antwortete Otto ernst.

„Dacht' ich es doch; sie hat Sie katholisch gemacht!"

„Keineswegs! Ich bin so gut ein Protestant, wie Sie; weshalb aber sollen wir nicht die Mutter Christi achten? Was das Ceremonienwesen des Katholicismus, den Ablaß und alle diese Priesterzusätze betrifft, so bin ich dabei, Allen die Köpfe abzuschlagen, die solchergestalt Gott und den menschlichen Verstand herabwürdigen. In mancher Rücksicht aber sind wir unbillig. Wir vergessen so leicht das erste und größte Gebot: liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Wir sind nicht tolerant. Unter unseren Festen haben wir eins für die heiligen drei Könige; was haben aber diese Könige gethan? Sie knieten vor der Krippe Christi, deshalb ehren wir sie. Die Muttes Gottes hat dagegen keinen Festtag; ja die Menge lächelt gar bei ihrem Namen! — Wollen Sie mein einfaches Raisonnement ruhig anhören, so werden wir uns schon verständigen und Sie vor der Madonna den Hut abnehmen und sich vor ihr beugen. Nur zwei Fälle sind denkbar: entweder ist Christus ganz Mensch gewesen, oder, wie die Bibel uns lehrt, ein göttliches Wesen; ich will jetzt das Letztere annehmen. Er ist Gott selbst, der auf eine uns unerklärliche Weise von der

Jungfrau Maria geboren wurde. Da mußte sie aber ja das reinste, das vollkommenste weibliche Wesen sein, weil Gott sie würdig fand, den Sohn, den Eingebornen zur Welt zu bringen; sie ist demnach so heilig, wie es nur ein Mensch werden kann, und tief müssen wir uns beugen vor der Reinen, der Erhabenen. Ich nehme aber an, daß Christus ein Mensch gewesen, wie wir, sonst kann er uns, nach meinem Glauben, nicht auffordern, ihm nachzuahmen; es wäre auch nicht groß, als Gott einem körperlichen Tode entgegen zu gehen, von dem er jeden Schmerz entfernen konnte. War er nun nur Mensch, von der Maria geboren, so muß man ihn doppelt bewundern, so müssen wir im Staube knien vor seinem großen Geiste, seiner erleuchtenden und tröstlichen Lehre. Können wir aber dann vergessen, wie sehr die Mutter auf das Kind gewirkt hat, wie erhaben und tief die Seele Derjenigen gewesen sein muß, die zuerst zu seinem Herzen redete? Wir müssen sie achten und ehren! Ueberall, wo sie in der Schrift auftritt, sehen wir ein Beispiel der Sorgfalt und Liebe; mit ihrer ganzen Seele hängt sie an dem Sohne. Bedenken Sie, wie sie sich ängstigte und ihn im Tempel suchte, bedenken Sie ihre sanften Vorwürfe. Mir haben immer die Worte des Sohnes hart geklungen. „Das sind die kräftigen Ausdrücke der Morgenländer!“ sagte mein alter Prediger. Der Erlöser war streng, streng, wie er es sein mußte! Schon damals lag die Strenge in seinen Worten! Sie war ganz Mutter; sie war es da, wie sie es war, als sie auf Golgatha weinte. Ehre und Achtung verdient sie jedenfalls von uns.“

„Die werden ihr ja auch zu Theil!“ entgegnete Wilhelm, und indem er ihn auf die Schulter schlug, fügte er lächelnd hinzu: „Sie sind ja nahe daran, auf römisch-katholische Weise die Mutter über den Sohn zu setzen! Die alte Rosalie hat einen Proselyten gemacht, Sie sind doch ein halber Katholik!“

„Das bin ich nicht!“ antwortete Otto, „und will es nicht sein!“

„Das Schiff streicht durch die Wellen, Fidolin!“ erscholl es unten vom Hofe; die hübsche neapolitanische Volksmelodie erreichte das Ohr der Freunde. Sie traten ins Nebenzimmer und öffneten ein Fenster. Drei arme Knaben standen da unten im Regen und Wind und stimmten das Lied an. Der größte war vierzehn oder funfzehn Jahre alt, seine tiefe rohe Stimme schien ihre Stärke und Tiefe mehr durch Regen und Ungewitter als durch das Alter erlangt zu haben. Die schmutzigen. nassen Kleider hingen in Fetzen um den Körper; die Schuhe an den nackten Füßen und der Hut, mit weißem Zwirn zusammengeheftet, waren Luxusartikel; die beiden andern Knaben hatten weder Schuhe noch Hut, aber ihre Kleider waren doch ganz und rein. Der jüngste schien sechs bis sieben Jahre alt, sein silberweißes Haar contrastirte mit dem braunen Gesichte, den dunkeln Augen und den langen braunen Augenwimpern. Seine Stimme klang wie die eines kleinen Mädchens; so fein und weich verhielt sie sich zu der der beiden Andern, wie der Luftzug des Herbstabends zu dem rauhen Novemberwetter.

„Das ist ein schöner Knabe!“ riefen die Freunde zu gleicher Zeit.

„Und eine liebliche Melodie!“ fügte Otto hinzu.

„Ja, aber sie singen falsch!“ antwortete Wilhelm, „der eine singt einen halben Ton zu tief, der andere einen halben Ton zu hoch!“

„Nun, das kann ich, Gott sei Dank, nicht hören,“ sagte Otto. „Es klingt hübsch, und der Kleine könnte ein Sänger werden. Armes Kind!“ fügte er ernst hinzu. „Nackte Füße, bis auf die Haut naß, und dann verleiten ihn wohl Große zum Branntweintrinken. Binnen einem Monat ist vielleicht die Stimme fort. Dann ist die Nachtigall todt!“ Schnell warf er einige Schillinge, in Papier gewickelt, hinab.

„Komm herauf!“ rief Wilhelm und winkte. Der größte der Knaben flog, wie ein Pfeil, herzu; Wilhelm aber sagte, es sei der kleinste gemeint. Die andern blieben vor der Thür stehen, der Kleine trat ein.

„Wessen Sohn bist Du?“ fragte Wilhelm. Der Knabe schwieg und schlug verlegen die Augen nieder. „Nun, werde nur nicht verlegen. Du bist aus gutem Blute, das kann man Dir ansehn! Bist Du nicht Deiner Mutter Sohn? Ich will Dir Strümpfe geben, und hier sind auch ein Paar Stiefeln, die mir zu klein sind; wenn Du in ihnen nicht ertrinkst, sollen sie Dein Eigenthum sein; aber nun mußt Du singen.“ Er setzte sich ans Fortepiano und schlug an. „Nun, wo bleibst Du?“ rief er ein wenig unwillig. Der Kleine blickte vor sich nieder.

„Wie? weinst Du? oder ist es der Regen, der Dir in

den schwarzen Augenwimpern steht?" sagte Otto, und hob seinen Kopf empor. „Wir wollen Dir ja nur Gutes thun. Da hast Du von mir noch einen Schilling."

Der Kleine blieb ziemlich wortkarg. Alles, was man erfuhr, war, daß er Jonas heiße und daß seine alte Großmutter viel auf ihn halte.

„Hier hast Du Strümpfe!" sagte Wilhelm, „und sieh her, einen Rock mit Sammetkragen, hochlöblichen Andenkens. Die Stiefeln! — Du kannst gewiß beide Beine in einen stecken. Sieh, das ist so gut, als hättest Du zwei Paar zum Abwechseln; laß sehn!"

Des Knaben Augen funkelten vor Freude; die Stiefeln zog er an, die Strümpfe kamen in die Tasche und das Bündel nahm er unter den Arm.

„Aber Du mußt uns ein Liedchen singen!" sagte Wilhelm, und der Kleine begann das alte Lied aus dem Weiberfeind: „Nicht Cupido kann man trauen."

Der lebhafte Ausdruck in den dunkeln Augen, der Knabe selbst, in den nassen, armseligen Kleidern und in den großen Stiefeln, mit dem Bündel unter dem Arm, das Ganze hatte etwas so Charakteristisches, daß, wäre es gemalt und der Maler hätte dem Bilde den Titel gegeben: Amor auf der Wanderschaft, Jeder den kleinen Gott treffend gefunden haben würde, obgleich er nicht blind war,

„Aus dem Knaben und seiner Stimme könnte etwas werden!" sagte Wilhelm, als der kleine Jonas fröhlichen Sinnes mit den beiden andern Knaben das Haus verlassen hatte.

„Das arme Kind!“ seufzte Otto. „Ich habe darüber ordentlich meine gute Laune verloren. Es ergreift mich so wunderbar, wenn ich Elend und Genie gepaart sehe. Es kam einst nach unserm Gute in Jütland ein Mann, der die Rohrflöte blies und zugleich Becken und Trommel schlug; neben ihm stand ein kleines Mädchen und schlug den Triangel. Ich mußte darüber weinen; ohne es zu begreifen, fühlte ich doch das Unglück des armen Kindes. Ich war selbst nur noch ein Knabe.“

„Er nahm sich in den großen Stiefeln so komisch aus, daß ich lustig gestimmt wurde und nicht ernst,“ sagte Wilhelm. „Schade ist es übrigens, daß so gutes Blut, wie man es ihm auf den ersten Blick ansieht, ein so hübsches Kind, ein roher Klotz werden und die schöne Stimme in ein solches Gebrüll übergehen soll, als womit uns der lange Laban aufwartete. Wer weiß, ob nicht der kleine Jonas erster Sänger bei der königlich dänischen Oper werden könnte! Ja, bekäme er Bildung an Geist und Stimme, wer weiß? Ich könnte Lust haben, es zu versuchen, Jemanden in der Welt fortzuhelfen, ehe ich noch selbst recht im Zuge wäre!“

„Wurde er zum Bettler geboren,“ sagte Otto, „so laß ihn als Bettler leben und sterben und nichts Höheres kennen lernen. Das ist besser, das ist wünschenswerther!“

Wilhelm setzte sich ans Fortepiano und spielte eine seiner eigenen Compositionen. „Das ist schwer!“ sagte er, „es spielt es nicht Jeder.“

„Je einfacher, desto hübscher!“ antwortete Otto.

„Ueber Musik müssen Sie nicht mitsprechen!“ entgegnete der Freund. „Die verstehen Sie nicht zu beurtheilen. Italienische leichte Opern sind nicht schwer zu schreiben.“

Als es Abend geworden war, trennten sich die Freunde. Indem Otto seinen Hut nahm, klopfte es leise an die Thür, Wilhelm öffnete. Draußen stand eine arme, alte Frau, mit blassen, scharfen Gesichtszügen; an der Hand hielt sie einen kleinen Knaben, es war Jonas; also ein Besuch von ihm und seiner Großmutter.

Die andern Knaben hatten Stiefeln und Kleider, die ihm geschenkt worden, verkauft. Sie müßten theilen, behaupteten sie. Diese himmelschreiende Ungerechtigkeit hatte die alte Großmutter bewogen, mit dem kleinen Jonas gleich zu den beiden guten Herren zu gehen und zu erzählen, wie wenig der arme Junge von dem erhalten habe, was sie doch einzig und allein ihm beschieden hätten.

Wilhelm sprach über die hübsche Stimme des Knaben und meinte, daß er auf dem Theater sein Glück machen könne; dann müsse man ihn aber jetzt nicht mit bloßen Füßen in Regen und Wind umhertraben lassen.

„Dadurch bringt er aber manchen Schilling nach Hause,“ sagte die Alte. „Darauf sehen sein Vater und seine Mutter, und den Schilling kann man immer brauchen.“ Uebrigens sei sie auch schon darauf bedacht gewesen, ihn beim Theater anzubringen, das hätte aber beim Ballet sein sollen, denn da bekämen sie umsonst Schuhe und Strümpfe

zum Tanzen, und mit diesen könnten sie dann auch nach Hause laufen; das wäre schon ein Vortheil.

„Ich will den Knaben Musik lehren!“ sagte Wilhelm, „er kann bisweilen zu mir kommen.“

„Und dann bekommt er wohl auch ein wenig abgelegtes Zeug, guter Herr!“ sagte die Großmutter, „ein Hemd oder eine Weste, wie es trifft.“

„Werde Du Schneider oder Schuster!“ sagte Otto ernst, und legte seine Hand auf des Knaben Haupt.

„Er soll ein Genie sein!“ sagte Wilhelm.

IV.

Weihnachtszeit!
Vom Schnee erglänzte der Wald so weit!
Oehlenschläger's Helge.

Wir lassen wieder einige Wochen verstreichen. Es war Weihnachtsabend, der uns das schöne Weihnachtsfest bringt. Wir finden beide Freunde auf einem Spaziergange.

Beschreibe einem Südländer ein Land, wo die Erde mit dem reinsten Marmor von Carrara bedeckt scheint, wo die Zweige der Bäume weißen, mit Diamanten übersäeten Corallen gleichen, dazu eine Luft, so blau, wie sie der Süden besitzt, und er wird sagen: das ist ein Feenland. Könntest

du ihn dann plötzlich von seinen dunkeln Cypressen und Olivenbäumen nach dem Norden führen, wenn der frische Schnee auf der Erde liegt wenn der weiße Reiffrost die Bäume überpudert hat und von dem blauen Himmel herab die Sonne scheint, dann würde er die Schilderung wiedererkennen und den Norden ein Feenland nennen.

Diese Pracht war es, welche die Freunde bewunderten. Die großen Bäume auf dem Festungswalle schienen, gegen die blaue Luft gesehen, krystallisirt. Der Sund war noch nicht zugefroren, Schiffe glitten, von der rothen Abendsonne beleuchtet, mit ausgespannten Segeln vorüber. Die schwedische Küste schien näher gerückt zu sein, man konnte die einzelnen Häuser in Landskrona erkennen. Es war herrlich, deshalb waren auch viele Spazierende auf dem Walle und auf der langen Linie. *)

„Schweden scheint so nahe, daß man hinüber schwimmen könnte!“ sagte Wilhelm.

„Die Tour würde zu weit sein,“ antwortete Otto „aber draußen in den blauen, tiefen Wogen möchte ich mich wohl wälzen.“

„Wie das erfrischt,“ sagte Wilhelm, „wenn Einem das Wasser um die Wangen spielt! Als ich noch zu Hause war, schwamm ich immer im großen Belt. Ja, Sie sind wohl ein halber Fisch, wenn Sie ins Wasser kommen?“

„Ich?“ wiederholte Otto und schwieg, begann aber

*) Ein schöner Spaziergang am Ufer des Sundes, unter den Wällen der Citadelle von Kopenhagen.

darauf mit einer Art Verlegenheit, die ihm sonst fremd war, und aus der man hätte abnehmen sollen, daß es ihm unangenehm sei, einen Mangel einzugestehen: „Ich kann nicht schwimmen.“

„Das müssen Sie im Sommer lernen!“ sagte Wilhelm.

„Es giebt Vieles zu lernen,“ antwortete Otto, „Schwimmen wird wohl zuletzt daran kommen.“ Er wendete sich nun plötzlich der Festung zu, und blieb stehen. „Sehn Sie doch, wie melancholisch und stille!“ sagte er und leitete das Gespräch wieder auf die Umgebung. „Die Schildwache am Gefängnißgebäude geht so ruhig auf und nieder; die Sonne bescheint das Bajonett. Wie mich das an ein niedliches Gedicht von Heine mahnt; es ist, als schilderte er diese Festung und diesen Soldaten, aber in der Sommerwärme; man sieht das Gemälde lebhaft vor sich, wie hier, das Gewehr glänzt in der Sonne, und der Dichter endet so ergreifend: „ich wollt', er schösse mich todt!“ — Es ist hier romantisch schön! Rechts die lebhafte Promenade und die Aussicht über den Sund, links der öde Platz, wo die militairischen Verbrecher erschossen wurden, und dicht dabei das Gefängniß mit den Balkenpalissaden. Der Sonnenschein dringt kaum durch diese Fenster. Doch kann uns der Gefangene sicher hier auf dem Walle spazieren sehen.“

„Und uns um unsere goldene Freiheit beneiden!“ sagte Wilhelm.

„Vielleicht spottet er ihrer!“ antwortete Otto. „Er ist an seine Kammer und den kleinen Hof hinter der Balken-

vergitterung gebunden; wir sind an die Küste gebunden, können nicht mit den Schiffen in die große, herrliche Welt hinausfliegen. Wir gehen auch an der Kette, nur daß die unsrige etwas länger ist, als die des Gefangenen; aber daran wollen wir nicht denken, gehen wir hinab, wo die schönen Damen wandeln!"

„Um zu sehen und gesehen zu werden!" rief Wilhelm. „„Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae,"" *) wie Ovid sagt.

Die Freunde verließen den Wall.

„Da kommt ja mein Schüler, der kleine Jonas!" rief Wilhelm. Der Knabe war besser gekleidet, als bei seinem letzten Auftreten; schnell nahm er seine kleine Mütze ab und blieb stehen, ein junges Mädchen in armseliger Tracht hielt ihn an der Hand.

„Guten Tag, mein flinker Junge!" sagte Wilhelm, und sein Blick weilte auf dem Mädchen; sie war von außerordentlich feiner Gestalt; hätte sie sich besser gehalten, sie wäre eine vollendete Schönheit gewesen. Es war Psyche selbst, die neben dem Amor stand. Sie lächelte freundlich; der Kleine hatte ihr gewiß gesagt, wer die Herren wären; aber sie wurde blutroth und schlug die Augen nieder, als Wilhelm nach ihr zurückblickte; er winkte Jonas, der sogleich zu ihm kam. Das Mädchen sei seine Schwester, sagte er, und heiße Eva. Wilhelm nickte ihr zu, und die Freunde gingen weiter.

---

*) Sie kommen um zu schauen und kommen um selbst beschaut zu werden.

„Das war ein schönes Mädchen!“ sagte Wilhelm und blickte noch einmal zurück. „Eine Rosenknospe, die man küssen könnte, bis sie zur aufgebrochenen Rose würde!“

„Bei dem Experiment könnte die Rosenknospe leicht geknickt werden!“ antwortete Otto, „wenigstens ist dies mit den wirklichen Blumen der Fall; aber blicken Sie doch nicht mehr zurück, es ist Sünde!“

„Sünde?“ wiederholte Wilhelm, „nun, das ist denn doch eine sehr unschuldige Sünde! Glauben Sie mir, es schmeichelt dem kleinen Wesen, daß wir ihre Schönheit beschauen. Ich kann mir recht denken, wie lockend ein liebevoller Blick von einem jungen, reichen Herrn für so ein schwaches, weibliches Gemüth sein kann. Die süßen Worte, die man sagen kann, sind ein Gift, das ins Blut übergeht. Noch habe ich ein gutes Gewissen, nicht eine unschuldige Seele habe ich vergiftet.“

„Und Sie sind doch reich und jung genug dazu,“ erwiderte Otto, nicht ohne Bitterkeit. „Unsere Freunde gehen uns mit einem guten Beispiele voran; da kommen Einige von unseren Commilitonen, die kennen die Rosen!“

„Guten Abend, Du!“ so wurde Wilhelm von dreien bis vieren begrüßt.

„Haben Sie mit diesen Allen Brüderschaft gemacht?“ fragte Otto.

„Ja,“ antwortete Wilhelm, „bei einem Examenschmause. Sie tranken Alle Schmollis, ich konnte mich nicht ausschließen. Sonst gebe ich mein Du nicht gern Andern, als meinen nächsten Freunden. Mir hat das

Du etwas Verwandtes, etwas Heiliges. Viele werfen es gleich dem Ersten dem Besten hin, mit dem sie ein Glas trinken. Beim Examenschmause konnte ich nicht nein sagen."

„Und weshalb nicht?" entgegnete Otto, „das würde mich nimmer genirt haben."

Die Freunde wandelten nun Arm im Arm weiter. Erst später am Abend treffen wir wieder mit ihnen zusammen, und zwar bei einer adligen Familie, deren Name und Stand im dänischen Staatskalender zu finden ist; es würde demnach undelicat sein, selbige in einer Erzählung zu nennen, deren Begebenheiten uns so nahe liegen.

Große Gesellschaften sind die langweiligsten. Man hat in denselben zweierlei Folterbänke. Entweder wird man an einen Spieltisch festgebannt, oder an der Wand aufgestellt, wo man, mit dem Hute in der Hand oder später mit demselben bei den Füßen, selbst während der Mahlzeit stehen muß. Doch dieses Haus war eines der geistreichen. Du, der du es wiedererkennst, wirst auch erkennen, daß es nicht zu jenen zu zählen ist,

Wo fade Reden. matten Fisch
Du täglich fand'st auf deinem Tisch. *)

Diesen Abend lernen wir nicht die Familie kennen, sondern nur ihr hübsches Weihnachtsfest.

Die Gesellschaft war in einem großen Zimmer versammelt, die Astral-Lampe braunte schwach, doch war dies vorsätzlich, um den Effect zu erhöhen, wenn sich die Saalthür

---

*) Christian Winther.

öffnen und die Kinder dort erwartungsvoll und glücklich sich zusammendrängen würden.

Nun trat Wilhelm ans Fortepiano; einige Accorde bewirkten Stille und Aufmerksamkeit. Unter gedämpften Tönen traten aus der Seitenthür drei weißgekleidete Mädchen ein, jede trug über den Nacken hinab einen langen Schleier, die Eine einen blauen, die Andere einen rothen und die Dritte einen weißen. Jede hielt im Arme eine Urne, und so stellten sie Wahrsagerinnen aus dem Morgenlande vor. Sie brachten Glück oder Unglück, was jede von ihnen in einem kleinen Verse erzählte. Man mußte eine Nummer ziehen, und nach dieser erhielt man seine Gabe vom Weihnachtsbaume. Eins der Mädchen brachte Nieten, aber welches? Nun galt es, ein Glückskind zu sein. Alle, selbst die Kinder, zogen ihre ungewisse Nummer, nur mit dem Hausarzte und einigen älteren Damen aus der Familie wurde eine Ausnahme gemacht; diesen wurde eine besondere Zahl in die Hand gesteckt, ihre Geschenke waren im Voraus berechnet.

„Welche bringt mir Glück?“ fragte Otto, als sich ihm die drei hübschen jungen Mädchen näherten. Die weißgekleidete war Wilhelms älteste Schwester, Fräulein Sophie, die diesen Winter hier zum Besuch war. Sie ähnelte dem Bruder. Das weiße Linnen um den Kopf hob noch den Ausdruck ihres Antlitzes. Sie ließ ihr Auge fest auf Otto weilen, und vielleicht weil er der Freund ihres Bruders war, erhob sie den Zeigefinger. Wollte sie ihn warnen oder auffordern? Otto hielt es für eine Aufforde-

rung, griff in die Urne und zog die Nummer 33. Alle waren versehen. Die Mädchen verschwanden, und es öffneten sich die Flügelthüren des Saales.

Ein strahlendes Licht strömte der Gesellschaft entgegen. Ein prächtiger Tannenbaum, mit brennenden, bunten Lichtchen besetzt und behängt mit Flittergold, vergoldeten Eiern und Aepfeln, Knackmandeln und Rosinen, blendete das Auge. Zu beiden Seiten des Baumes waren Grotten von Tannen und Moos, mit rothen und blauen Papierlampen behängt. In jeder Grotte war ein Altar; auf dem einen stand Johanns von Bologna schwebender Mercur, auf dem andern, in halber Größe, ein Gyps-Abguß von Thorwaldsen's Hirtenknaben. Die Stufen waren mit Geschenken überhäuft, an denen die verschiedenen Nummern befestigt waren.

„Superbe! niedlich!" erscholl es von allen Seiten und die glücklichen Kinder jubelten vor Freude. Man nahm in einem Halbkreise Platz, eine Reihe hinter der andern. Nun trat einer der Vettern des Hauses auf, ein junger Dichter. Er war diesen Abend als Magier gekleidet und recitirte ein kleines Gedicht, welches auseinandersetzte, daß Jeder ja selbst in die Schicksals-Urne gegriffen habe, Keiner also zürnen könne, er möge sich nun Ehre oder Spott erwerben; das Schicksal, nicht das Verdienst herrsche hier. Zwei kleine Knaben, mit großen Schmetterlingsflügeln und in weiten Gewändern, trugen die verschiedenen Geschenke herbei. Eine der Nummern, die einer der älteren Damen absichtlich gegeben war, wurde nun aufgerufen, und beide

Knaben brachten einen großen und schweren, aus Töpferthon gefertigten Henkelkrug. An demselben hing eine zwei Bogen lange Signatur mit der Aufschrift: „Mittel gegen den Frost.“ Der Krug wurde geöffnet und aus demselben eine niedliche Boa hervorgenommen und der Dame überreicht.

„Welche Nummer haben Sie, mein gnädiges Fräulein?“ fragte Otto Wilhelms Schwester, die nun, von ihrem langen Schleier befreit, eintrat und neben ihm Platz nahm.

„Nummer 34!“ antwortete sie. „Ich sollte die Nummer behalten, welche übrig blieb, wenn die Andern gezogen hätten.“

„Wir sind also Nachbarn in der Kette des Schicksals!“ entgegnete Otto. „Ich habe Nummer 33.“

„Dann erhält einer von uns gewiß etwas sehr Schlechtes!“ sagte Sophie. „So viel ich weiß, ist nur jede zweite Nummer gut.“

In diesem Augenblicke wurde ihre Nummer aufgerufen. Das beifolgende Gedicht erklärte, daß nur ein poetisches, edles Gemüth diese Gabe verdiene. Sie bestand aus einem französischen illuminirten Holzschnitt mit einer einfachen, aber rührenden Idee. Man sah einen zugefrornen See, nur die kahle Eisfläche bis an den Horizont. Das Eis war durchgebrochen, in der Nähe der Oeffnung lag ein Hut mit rothem Futter, und daneben saß ein Hund mit ernsten Augen, still und wartend. Um die durchbrochene Oeffnung im Eise her zeigten sich Spuren, daß der Hund in die feste Eisrinde gekratzt hatte. „**Il attend toujours**,“ war die ganze Unterschrift.

„Das ist herrlich!" rief Otto aus. „Ein rührender Gedanke! Sein Herr sank in die Tiefe, und der treue Hund wartet immer; wäre doch das Bild mir zugefallen!"

„Es ist hübsch!" sagte Sophie, und ein wehmüthiger Blick machte das junge Mädchen noch schöner.

Bald darauf kam die Reihe an Wilhelm.

„Brich das Siegel nur, und finde
Das allerschönste Angebinde!"

so lautete der Vers. Er öffnete das Packet und fand darin einen kleinen Spiegel. „Ja, der war für eine der Damen bestimmt!" sagte er; „in diesem Falle hätte er die Wahrheit geredet, in meinen Händen wird er zum Spott."

„Für mich bleibt wohl nichts als meine Nummer!" sagte Otto zu seinem Nachbar, als alle Geschenke ausgetheilt schienen.

„Das letzte ist Nummer 33!" sagte der Vetter, und zog eine Papierrolle hervor, die sich im Grünen versteckt hatte. Sie wurde aufgerollt. Es war ein alter Stammbaum eines ausgestorbenen Geschlechts. Ganz unten lag der Ritter mit Schild und Harnisch, und aus der Brust hervor wuchs ihm der vielverzweigte Baum mit Schildern und Namen. Wahrscheinlich war er mit anderem Rumpelkram auf einer Auction gekauft und nun zur Weihnachtszeit, da in jedem Winkel nachgesucht wurde, um Alles als Scherz oder Ernst zu benutzen, mit zum Weihnachtsbaume genommen worden. Der Vetter las folgenden Vers:

Bist Du von Adel? — Nein! — das ist recht,
So gilt dieser Baum nicht Deinem Geschlecht,
Nicht Deinen Ahnen, allein nur Dir,
Und berühmte Zweige entspringen von Dir.
Trittst Du hervor, wo der Adel regiert,
Zeig' Deinen Stammbaum durch Dich geziert;
Geadelt sei'st Du seit dieser Stunde,
Mit Ehre und Ritterpflicht stets im Bunde.

„Gratulire!" sagte Wilhelm lachend. „Nun werden Sie Rangsteuer bezahlen müssen."

Einige der nächsten Damen brachten auch lächelnd eine Art Glückwunsch dar; Sophie allein blieb stumm und betrachtete das Geschenk einer andern Dame, ein hübsches Nadelkissen in Form eines bunten Schmetterlings.

Die vorderste Reihe erhob sich nun, um in der Nähe zu betrachten, wie hübsch der Weihnachtsbaum arrangirt sei. Sophie zog eine der Damen mit sich fort.

„Lassen Sie uns die hübschen Statuen besehen," sagte sie, „den Hirtenknaben und den Mercur!"

„Das schickt sich nicht!" flüsterte die Dame, „aber sehen Sie die großen Rosinen am Baume da!"

Sophie trat vor Thorwaldsen's Hirtenknaben hin. Die Dame flüsterte einer Freundin zu: „Das sieht doch wunderlich aus, daß sie die Figuren ansieht!"

„Ach," antwortete diese, „sie ist Kunstliebhaberin, wie Sie wohl wissen! Denken Sie nur, auf der letzten Kunstausstellung ging sie mit ihrem Bruder in den großen Saal hinein, wo alle Gyps-Abgüsse stehen, und betrachtete sie, sowohl den Herkules, als die andern unanständigen Figu-

ren; sie wären vortrefflich, sagte sie; das soll nun natürlich sein; sonst ist sie ein niedliches Mädchen!"

„Schade nur, daß sie ein wenig schief ist!"

Sophie näherte sich; beide Damen machten ihr Platz und luden sie liebevoll ein, sich doch zu ihnen zu setzen. „Du süßes Mädchen!" schmeichelten sie.

V.

Hört nun Pauken und Trompeten klingen,
Verstimmte Violinen, Schreien, Singen.
Jetzt ist, Hurrah!
Der Doctor da!
Im Thiergarten sind wir zu Gaste!

J. L. Heiberg.

Nicht Schritt für Schritt wollen wir den Hauptpersonen in unserer Erzählung folgen, sondern nur die hervortretenden Lebensmomente wiedergeben, mögen diese nun groß oder klein sein; wir ergreifen sie, wenn sie dazu beitragen können, das ganze Gemälde anschaulicher zu machen.

Der Winter war vorüber, die Zugvögel hatten sich schon längst wieder eingefunden, Wälder und Felder prangten im frischen Grün, und, was den Freunden eben so interessant war, sie hatten ihr **examen philologicum** glücklich überstanden. Wilhelm, der, gleich nach Beendigung desselben, seine Schwester nach Hause begleitet hatte, war

wieder zurückgekehrt, sang mit dem kleinen Jonas, dachte aus philosophicum, aber auch wie er den Sommer, den hier im Norden so schönen und kurzen Sommer genießen wollte.

Es war am St. Johannistage. Die Familien waren aus Kopenhagen nach ihren hübschen Landsitzen am Strandwege gezogen, wo Reitende und Fahrende vorbeisausten und wo die Chaussee von Fußgängern angefüllt war. Der ganze Weg gab ein Bild des Lebens wie auf dem Pariser Boulevard wieder. Die Sonne brannte, der Staub wirbelte hoch in die Luft empor, deshalb wählten Viele die angenehme Tour mit dem Dampfschiff längs der Küste, von wo man das ganze Getreibe auf dem Landwege sehen konnte, ohne von Staub und Sonnenhitze zu leiden. Schiffe kreuzten vorbei, flinke Matrosen wetteiferten, durch Hülfe starker Ruderschläge, mit dem Dampfschiffe um die Wette zu rudern, dessen schwarzer Rauch, einem Dämon gleich, theils auf dem Gipfel des Schiffes weilte, theils in der Luft hinschwebte.

Mehrere junge Studenten, unter denen sich auch Wilhelm und Otto befanden, stiegen bei Charlottenlund, dem besuchtesten Lustwalde der Kopenhagener, ans Land. Zum ersten Male war Otto hier, zum ersten Male sollte er den Thiergarten sehen.

Ein Sommer-Nachmittag im Linkischen Bade bei Dresden hat etwas Verwandtes mit Charlottenlund, nur daß der dänische Wald größer ist und daß wir, statt der Elbe, den Sund haben, der hier drei Meilen breit ist, und wo oft über

hundert Schiffe aller europäischen Flaggen vorbeigleiten. Ein Musikchor spielte Melodien aus Preciosa, die weißen Zelte glänzten wie Schnee oder Schwäne durch die grünen Buchen. Hie und da war von Rasen ein Herd aufgeführt, in welchem man briet und kochte, daß der blaue Rauch zwischen den Bäumen emporwirbelte. Außerhalb des Waldes hielten in langen Reihen Bauerwagen, „Kaffeemühlen" genannt, ganz entsprechend dem Corricolo der Neapolitaner, dem Coucou der Pariser; dieselbe Billigkeit, dasselbe Ueberladen mit Passagieren, und daher höchst malerische Gruppirung. Zwischen Aeckern und Wiesen hin geht es lustig nach dem Thiergarten; die Freunde verfolgten den Fußsteig.

„Soll ich die Herren abbürsten?" riefen zu gleicher Zeit fünf bis sechs Knaben, auf die Freunde eindringend, als sich diese dem Eingange zum Thiergarten näherten. Ohne Antwort abzuwarten, begannen alle Knaben zugleich, ihnen von Kleidern und Stiefeln den Staub abzubürsten.

„Das sind der Quellnymphe Kirsten Piil's Pagen!" sagte Wilhelm lachend. „Sie sorgen, daß man zierlich auftreten kann. Aber nun sind wir genug geputzt!" Ein Sechsschillingstück beglückte diese kleinen Savoyarden.

Die „Champs Elysées" der Pariser bei einem großen Volksfeste, wenn die Theater aufgeschlagen sind, die Schaukeln schweben, Trompeten und Trommeln die sanftere Musik übertäuben und sich das Menschengewühl wie ein Körper zwischen Buden und Zelten hinbewegt, liefern ein Seitenstück zu dem Schauspiele, welches der sogenannte Thiergartenhügel darbietet. Es ist Neapels „Largo del

castello“ mit seinen tanzenden Affen, schreienden Bajazzo's, dem ganzen betäubenden Jubel, welches in einen nordischen Buchenwald versetzt worden. Auch hier an den breternen Buden zeigen große, grelle Gemälde, welche köstliche Schauspiele man drinnen genießen kaun. Die schöne Bereiterin steht auf dem breternen Balcon und knallt mit der Peitsche, während Harlequin in die Trompete stößt. An einer Stange festgekettet nicken über den Köpfen der Menge große bunte Papageien. Hier steht ein Bergmann in seiner schwarzen Tracht und zeigt das Innere eines Bergwerks. Er dreht das Positiv und während der Musik steigen die Puppen auf und nieder. Ein Anderer zeigt die prächtige Festung Frederiksteen: „Die ganze Cafallerie und Invanterie, welche haben gelitten unsäglich viel! hier ein Mann ohne Gewehr, da ein Gewehr ohne Mann! hier ein Kerl ohne Bagenet, da ein Bagenet ohne Kerl! und doch sein sie froh und zufrieden, denn sie haben verwunden ihren Sieg!“ Holländische Waffelkuchenbuden, wo die schönen Holländerinnen in ihrer Nationaltracht aufwarten, locken Alt und Jung. Hier ein Pancrama, da ein seltener dänischer Ochse, u. s. w. Hoch zwischen den frischen Baumzweigen fliegt die Schaukel. Sind es zwei Liebende, die dort schweben? Ein Luftzug faßt des Mädchens Kleid und Shawl, der junge Mann schlingt seinen Arm um ihren Leib; es ist der Sicherheit wegen, es hat dann weniger Gefahr. Am Fuße des Hügels wird gekocht und gebraten, es scheint ein ganzes Zigeuner-Lager. — Unter dem Baume sitzt ein alter Jude, es ist gerade sein funfzigjähriges Jubiläum; ein halbes

Jahrhundert hindurch sang er hier sein komisches Doctorlied. Nun wir dieses lesen, ist er todt, das charakteristische Antlitz ist Staub, die sprechenden Augen sind geschlossen, sein Lied verklungene Töne. Oehlenschläger hat uns in seinem St. Johannis Abendspiel sein Bild aufbewahrt, und es wird fortleben, wie Meister Jakel (Polichinell), unser dänischer Thespis, fortleben wird. Vom Vater auf den Sohn vererbten sich Marionetten und Stück, welches letztere jede Viertelstunde des Tages wiederholt wird. Die offene Natur ist der Platz für die Zuschauer, und nach jeder Vorstellung geht der Director selbst mit dem Teller umher.

Dies war das erste Schauspiel, welches sich den Freunden hier darstellte. Nicht weit davon stand ein Taschenspieler in Bauernkleidung, ziemlich bei Jahren, mit einem ordinären, häßlichen Gesichte. Die Hemdärmel waren aufgestreift und zeigten ein Paar behaarte, musculöse Arme. Die Menge, vom Meister Jakel fortziehend, als der Teller seine Wanderschaft antrat, schob Otto und Wilhelm mit vorwärts und nach der niederen Schranke vor des Taschenspielers Tische hin.

„Treten Sie näher, meine gnädigen Herren, meine hohen Herrschaften!“ sagte der Taschenspieler mit einer Betonung der Worte, die seine deutsche Geburt verrieth. Er öffnete die Schranke, beide Freunde wurden förmlich hineingestoßen und nahmen auf der Bank Platz, wo sie sich doch außerhalb des Gedränges befanden.

„Wollen der wohlgeborne Herr diesen Becher halten?“ sagte der Taschenspieler, und reichte Otto einen seiner Ap-

parate. Otto blickte den Mann an, dieser war mit seiner Kunst beschäftigt, aber Otto's Wangen und Stirn wurden von einer plötzlichen Röthe gefärbt, die gleich darauf wieder von Todtenblässe verdrängt wurde; seine Hand zitterte, aber es dauerte nur einen Augenblick, er raffte seine ganze Seelenstärke zusammen und schien derselbe, wie zuvor.

„Das war ein sehr gutes Kunststück!“ sagte Wilhelm.

„Ja freilich!“ antwortete Otto, aber er hatte durchaus nichts gesehen. Seine Seele war ergriffen. Der Mann machte einige Kunststücke und näherte sich dann mit dem Teller. Otto legte ein größeres Stück Geld darauf und erhob sich, um zu gehen. Der Taschenspieler bemerkte das große Geldstück, ein Lächeln spielte um seinen Mund, er blickte Otto an, und ein wunderbar boshafter Ausdruck lag in dem tückischen Blick, von welchem sein laut ausgesprochener Dank: „Herr Otto Zostrup sind immer so gnädig und gut!“ begleitet war.

„Kennt er Sie?“ fragte Wilhelm.

„Man hat die Ehre!“ grinste der Taschenspieler und ging weiter.

„Er hat auf den jütländischen Dörfern und auf meines Vaters Gute seine Künste gezeigt!“ flüsterte Otto.

„Also eine Bekanntschaft aus der Kindheit?“ sagte Wilhelm.

„Aus der Kindheit!“ wiederholte Otto, und sie bahnten sich einen Weg durch das Gewühl.

Sie begegneten einigen jungen Edelleuten, Verwandten von Wilhelm, dem Vetter, der zu Weihnachten die Verse

beim Weihnachtsbaume gedichtet hatte, auch einigen Freunden vom Examenschmause, und die Gesellschaft wuchs an. Sie wollten, gleich Mehreren, die Nacht im Walde zubringen und um Mitternacht aus Kirsten Piil's Quelle trinken. „Mit einbrechender Dunkelheit würde es hier erst recht lustig," meinten sie; aber Otto hatte sich vorgenommen, gegen Abend in der Stadt zu sein. „Daraus wird nichts!" sagte der Dichter: „wollen Sie entweichen, so binden wir Sie an einen von uns fest!"

„Dann nehme ich den auf dem Rücken mit mir," antwortete Otto, „und laufe doch nach der Stadt. Was soll ich die Nacht hier im Walde?"

„Lustig sein!" antwortete Wilhelm. „Kommen Sie jetzt nur nicht mit Albernheiten, oder ich schlage auch einmal hintenaus."

Drehorgeln, Trompeten und Trommeln brausten durch einander, der Bajazzo brüllte, ein Paar alte heisere Jungfern sangen und klimperten die Guitarre; es war komisch oder rührend, je nachdem man aufgelegt war. Der Abend rückte heran, und nun wurde das Gedränge größer, die Freude lärmender.

„Aber wo ist Otto?" fragte Wilhelm. Otto war im Gedränge verschwunden. Nachsuchen konnte nicht helfen, der Zufall mußte sie wieder zusammenführen. Hatte er sich absichtlich entfernt? Keiner wußte weshalb, Keiner ließ sich träumen, was in seiner Seele vorgegangen war.

Es wurde Abend. Landweg und Fußsteig vor dem Thiergarten glichen zwei beweglichen, bunten Bändern.

Im Thiergarten selbst nahm das Gewühl merklich ab. Nun war die Landstraße der Schauplatz geworden. Die Wagen jagten an einander vorbei, wie bei einer Wettfahrt, die Menschen schrien und sangen, wenn auch nicht so melodisch, wie die Barcarole der Fischer unterm Lido, so doch mit der ganzen Carnevalsfreude des Südländers. Das Dampfschiff strich längs der Küste hin. Aus den die hübschen Landhäuser umgebenden Gärten stiegen Raketen in die blaue Luft empor, des Nordens Moccoli nach dem Carneval des Thiergartens.

Wilhelm blieb mit seinen Freunden im Walde, da wollten sie ja mit dem Schlage Zwölf aus Kirstens Quelle trinken. Männer und Frauen, Mädchen und Burschen aus den niederen Ständen und lustige junge Leute pflegen auf solche Weise hier die Johannisnacht zu genießen. Noch lärmte die Musik, die Schaukeln waren in Bewegung und Laternen ausgehängt, während der Mond durch die dunkeln Baumzweige hindurch schimmerte.

Gegen Mitternacht erstarb der Lärm; nur ein blinder Bauer kratzte noch auf den drei übrig gebliebenen Saiten seiner Violine; einige Dienstmädchen gingen Arm in Arm mit ihren Geliebten und sangen. Um zwölf Uhr sammelten sich Alle um die Quelle und tranken das klare, eiskalte Wasser. Aus nicht weiter Ferne erscholl schön durch die stille Nacht ein vierstimmiger Männer-Chor. Es war, als sängen die Waldgötter zum Preise der Quellnymphe.

Auf dem Hügel war es jetzt leer und stille. Bajazzo und il **Padrone** schliefen hinter der dünnen Leinwand-

mauer unter einer Decke. Der Mond ging unter, aber es waren die hellen Nächte; keine frostklare Winternacht hat einen schöneren Sternenhimmel aufzuweisen. Wilhelms Gesellschaft war lustig, leicht flohen die Stunden dahin; unter vierstimmigem Gesange wandelte die Gesellschaft durch den Wald und nach dem Strande hinunter. Der Tag grauete schon; ein rother Streif am Horizont verkündete sein Kommen.

Die Natur sang ihnen die Mythe von der Schöpfung der Welt, so wie sie dieselbe dem Moses sang, der diese Stimme Gottes durch die Natur niederschrieb. Das Licht vertrieb die Finsterniß, Himmel und Meer wurden geschieden; zuerst zeigten sich die Vögel in der klaren Luft; später erhoben sich die Thiere des Feldes, und zuletzt kam der Mensch zum Vorschein.

„Der Morgen ist ordentlich schwül!“ sagte Wilhelm; „das Meer gleicht einem Spiegel; wollen wir uns nicht baden?“

Der Vorschlag wurde angenommen.

„Da haben wir schon die Najaden!“ sagte Einer aus der Gesellschaft, indem ein Schwarm Fischerfrauen und Töchter in bloßen Füßen, die grünen Röcke aufgeschürzt und die Körbe, in denen sie Fische nach Kopenhagen trugen, auf dem Rücken, des Weges kamen. Die lustigen jungen Leute warfen der Hübschesten einen Blick zu, so warm und funkelnd, wie ihn die Sonne selbst zuwarf, die in diesem Augenblick hervortrat und über den Sund her schien, wo ein prächtiger Dreimaster alle Segel beigesetzt hatte,

um jeden Luftzug aufzufangen. Die Gesellschaft erreichte den Strand.

„Es schwimmt schon Einer draußen!“ sagte Wilhelm. „Der holt tüchtig aus! Das ist ein vortrefflicher Schwimmer!“

„Hier liegen seine Kleider,“ bemerkte ein Anderer.

„Wie!“ rief Wilhelm aus, „das ist Otto Zostrup's Rock! aber Otto kann ja nicht schwimmen! ich habe ihn nie zum Baden überreden können. Nun, wir wollen hinaus und nähere Bekanntschaft machen!“

„Ja freilich ist er's!“ sagte ein Anderer. „Jetzt tritt er Wasser!“

„Dann muß er ja aber diese Nacht im Walde gewesen sein!“ rief Wilhelm aus. „Ja, das ist mir ein schöner Vogel! uns entläuft er! das soll er büßen. Guten Morgen, Otto Zostrup!“ rief er, „haben Sie diese Nacht im Wasser gelegen, oder sonst an unpassenden Orten? Die Freunde zu verlassen, ohne ein Wort zu sagen, gehört nicht zu den Sitten civilisirter Leute. Da Sie sich doch als Naturmensch zeigen, wollen wir Ihre Siebensachen mitnehmen; es kann Sie nicht geniren, uns in puris naturalibns im Walde aufzusuchen!“

Otto erhob das Haupt, schwieg aber.

„Nun, wollen Sie nicht herauskommen?“ rief Wilhelm. „Nur vor Jedem von uns knieend erhalten Sie die einzelnen Stücke Ihres Anzugs zurück, auf daß Sie wieder als ein gebildeter Europäer erscheinen können!“ So spre-

chend vertheilte er die Kleider unter die Uebrigen; Jeder hielt sein Stück in der Hand.

„Lassen Sie die Possen!“ rief Otto mit einem wunderbaren Ernste. „Legen Sie die Kleider hin und entfernen Sie sich.“

„Ei, da können Sie lange warten!“ entgegnete Wilhelm. „Sie sind mir ein schöner Gast! Können nicht schwimmen, sagen Sie! — Nein! Knieen müssen Sie!“

„Entfernen Sie sich!“ rief Otto, „oder ich schwimme in den Strom hinaus und kehre nicht wieder.

„Das könnte originell genug sein!“ antwortete Wilhelm. „Schwimmen Sie hinaus, oder kommen Sie her, um zu knieen.“

„Wilhelm!“ rief Otto mit einem ergreifenden Seufzer, und schwamm augenblicklich in großen Sätzen hinaus.

„Da schießt er hin,“ sagte Einer aus der Gesellschaft; „wie er die Wogen durchfurcht! er ist ein herrlicher Schwimmer!“

Lächelnd starrten sie über die Fläche hin; Otto schwamm immer weiter hinaus.

„Aber wo will er hin?“ rief, etwas ernst, Einer aus der Gesellschaft. „Er muß ja die Kräfte verlieren, bevor er die Strecke wieder zurückkommt!“

„Er ist doch nicht toll geworden!“ rief Wilhelm. „Laßt uns das Boot lösen und nachrudern; das kann ihm ein theurer Spaß werden!“

Sie löseten das Boot. Otto schwamm weit außen; mit raschen Ruderschlägen steuerten sie ihm nach.

„Wo ist er nun?“ rief Wilhelm kurz darauf, „ich sehe ihn nicht mehr!“

„Ja, dort taucht er wieder auf,“ sagte ein Anderer, „aber die Kräfte schwinden ihm.“

„Fort! Fort!“ rief Wilhelm, „er ertrinkt, wenn wir ihm nicht zu Hülfe kommen. Er sinkt, seht doch!“

Alle Kraft hatte Otto verlassen, sein Kopf verschwand unter dem Wasser. Die Freunde hatten ihn fast erreicht; Wilhelm und ein Paar der besten Schwimmer warfen Stiefeln und Röcke von sich, sprangen ins Meer und tauchten unter das Wasser. Es verging ein kurzer, lautloser Augenblick. Einer der Schwimmer tauchte empor: „er ist todt!“ waren die ersten Worte, die man vernahm. Nun erschienen Wilhelm und die drei Andern mit Otto; das Boot war dem Umschlagen nahe, als man ihn hineinbrachte. Todtenblaß lag er da, eine schön geformte Marmorstatue, das Bild eines jungen in der Arena gefallenen Gladiators.

Die Freunde beschäftigten sich mit ihm und rieben ihm Brust und Hände, während zwei Andere dem Lande zuruderten.

„Er athmet!“ sagte Wilhelm.

Otto öffnete die Augen, seine Lippen bewegten sich; sein Blick wurde fester; eine starke Röthe verbreitete sich über seine Brust und sein Antlitz; er erhob sich; Wilhelm unterstützte ihn. Plötzlich drängte sich ihm aus tiefer Brust ein Seufzer hervor, er stieß Wilhelm von sich

und ergriff wie ein Wahnsinniger eins der Kleidungsstücke, sich damit zu bedecken. Mit krampfhaftem Zittern um die Lippen sagte er dann zu Wilhelm, der seine Hand hielt: „ich hasse Sie!“

VI.

— Bist du Prometheus, der die Wunden fühlet?
Bist du der Geier, der sein Herz durchwühlet?

J. Chr. v. Zedlitz's Todtenkränze.

Keine halbe Stunde nach dieser Begebenheit rollte ein Wagen der Stadt zu, ein großer, dreisitziger Wagen, aber außer dem Kutscher befand sich nur Einer in demselben. Es war Otto; seine Lippen waren blaß, der Tod hatte sie ja berührt! Allein jagte er fort, seine letzten Worte an Wilhelm waren auch seine einzigen gewesen.

„Er hat den Verstand verloren!“ sagte einer der Freunde.

„Es ist ein Raptus,“ antwortete ein Anderer, „wie der, von welchem er beim Examen befallen wurde, als er in der Mathematik nur ein Blatt weißes Papier einreichte, weil er sich von dem Aufseher beleidigt fühlte.“

„Ich kann mich über meinen dummen Scherz ärgern!“ sagte Wilhelm. „Ich hätte ihn besser kennen müssen; er ist ein wunderbarer, unglücklicher Charakter! Gebt mir die

Hand darauf, wir erwähnen gegen Keinen des Geschehenen; es würde nur zu Klatschereien Anlaß geben, ihn tief verwunden, und er ist ein vortrefflicher herrlicher Mensch!"

Sie gaben einander darauf die Hand und fuhren nach der Stadt.

Desselben Tages, gegen Abend, suchen wir Otto auf. Wir finden ihn auf seinem Zimmer. Schweigend, mit über einander gekreuzten Armen stand er vor einem Kupferstiche, einer Abbildung von Horace Vernet's Darstellung des Mazeppa, der nackt, auf ein wildes Roß gebunden, durch den Wald jagt. Die Wölfe stecken ihre Köpfe hervor und zeigen die scharfen Zähne.

„Mein eignes Leben!" seufzte Otto, „auch ich bin an dieses dahineilende, wilde Roß gebunden. Und keinen Freund, keinen einzigen! Wilhelm, ich könnte Dich tödten! sie Alle könnte ich in ihrem Blute sehen! o allmächtiger Gott!" er preßte die Hände vor das Gesicht und warf sich in einen Sessel; die Augen aber richteten sich wieder auf das Bild; dasselbe zeigte einen mit seinem Gemüthszustande verwandten Moment.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Wilhelm stand vor ihm.

„Wie befinden Sie sich, Zostrup?" fragte er. „Wir sind doch Freunde nach wie vor?" er wollte ihm die Hand reichen. Otto zog die seinige zurück. „Ich habe nichts gethan, was Sie dermaßen beleidigen könnte," sagte Wilhelm, „das Ganze war ein Scherz! reichen Sie mir die Hand, und wir sprechen nicht mehr davon!"

„Dem Manne, den ich hasse, reiche ich meine Hand nie!“ antwortete Otto, und seine Lippen waren weiß, wie seine Wangen.

„Zum zweiten Male sagen Sie mir heute diese Worte!“ rief Wilhelm, und das Blut trat ihm ins Gesicht. „Wir waren Freunde, weshalb wollen wir es nicht länger sein? Hat man mich bei Ihnen verleumdet? Was hat man über mich gelogen? Sagen Sie es mir ehrlich, und ich werde mich vertheidigen können!“

„Sie müssen sich mit mir schießen!“ sagte Otto, und sein Blick wurde finsterer. Wilhelm schwieg, es herrschte eine augenblickliche Stille. Otto unterdrückte einen tiefen Seufzer. Endlich brach Wilhelm das Schweigen und sagte mit ernster, bewegter Stimme: „Ich besitze viel Leichtsinn, scherze oft und ergreife Alles von der lustigen Seite; deshalb habe ich aber doch Herz und Gefühl. Sie müssen erkannt haben, wie lieb Sie mir vor den meisten Andern waren. Sie sind es noch, obgleich Sie mich beleidigen. In diesem Augenblick befindet sich Ihr Blut in Wallung; jetzt nicht, aber nach einigen Tagen werden Sie selbst am besten einsehen, wer von uns der Beleidigte ist. Sie fordern, daß ich mich mit Ihnen schießen solle; ich will es, wenn Ihre Ehre dieser Genugthuung bedarf; aber Sie müssen mir einen annehmbaren Grund angeben, ich will wissen, weshalb wir das Leben aufs Spiel setzen sollen. Lassen Sie einige Tage darüber hingehen, erwägen Sie Alles mit Ihrem Verstande und Ihrem Herzen! Dann wird es auf Sie

selbst ankommen, ob wir Freunde bleiben sollen, wie bisher. Leben Sie wohl!“ Wilhelm ging.

Jedes seiner Worte war zu Otto's Herzen gedrungen. Einen Augenblick stand er schweigend und in sich versunken, da erzitterten unwillkürlich seine Glieder, Thränen entströmten seinen Augen, es war ein krampfhaftes Weinen; er preßte den Kopf zurück. „Gott, wie unglücklich bin ich doch!“ waren die einzigen Worte, die er sprach.

So verrannen einige Augenblicke; er hatte ausgeweint und war ruhiger; plötzlich sprang er nun empor, schob den Riegel vor die Thür, zog die Rollgardinen herab, zündete sein Licht an und blickte nochmals spähend umher; auch das Schlüsselloch wurde verstopft. Darauf warf er den Rock von sich und entblößte den Oberkörper — — —

VII.

Eben erblickt man die Stadt, gleich auch verschwindet sie schon.
Die Fühnensreise von Oehlenschläger.

Früh am folgenden Morgen, als Wilhelm noch schlief und von den lieben Geschwistern träumte, erschollen bekannte Fußtritte auf der Treppe, die Thür öffnete sich und Otto trat ins Schlafzimmer. Wilhelm schlug die Augen auf. Otto war blaß, eine schlaflose Nacht und der

Kummer des Herzens hatten seine Augen, seine Stirn angehaucht.

„Zostrup!“ rief Wilhelm mit froher Ueberraschung und streckte ihm die Hand entgegen, aber sie sank wieder hinab; Otto ergriff sie und drückte sie fest in der seinigen, indem er mit festem Ernste hinzufügte: „Sie haben mich gedemüthigt! Ist Ihnen das hinreichende Genugthuung?“

„Wir sind also wieder Freunde!“ sagte Wilhelm. „Freunde müssen hübsch nachsichtig gegen einander sein. Gestern waren Sie ein wenig wunderlich, morgen kann ich es sein; so übt man Vergeltung.“

Otto drückte ihm die Hand. „Wir sprechen nie wieder mit einander über das Ereigniß des gestrigen Tages!“

„Nie!“ wiederholte Wilhelm, von dem wunderbaren Ernste des Freundes ergriffen.

„Sie sind ein edler, ein guter Mensch!“ sagte Otto, und beugte sich über ihn hinab; seine Lippen berührten Wilhelms Stirn.

Wilhelm ergriff seine Hand, uud blickte ihm ehrlich ins Auge. „Sie sind nicht glücklich!“ rief er aus, „kann ich auch nicht helfen, so kann ich doch den Kummer eines Freundes ehrlich theilen, lieber Otto!“

„Davon eben muß und darf nie unter uns die Rede sein!“ antwortete Otto. „Leben Sie wohl! ich habe beschlossen, nach Hause zu reisen; nur auf einige Wochen, wir haben ja Ferien; ich bin nicht in Jütland gewesen, seit

ich Student wurde. Selbst ein vierwöchentlicher Aufenthalt daselbst kann mich nicht zurücksetzen, ich bin auf das philosophicum wohl vorbereitet!"

„Und wann wollen Sie reisen?" fragte Wilhelm.

„Morgen, mit dem Dampfschiffe! Es ist heiß und schwül hier in der Stadt, mein Blut wird mir dick; auch ist es ja bald ein Jahr, seit ich die Meinigen zuletzt sah."

„Zostrup!" rief Wilhelm aus, den plötzlich ein Gedanke durchzuckte. „Ich hätte auch wohl Lust, die Meinigen zu sehen; sie haben mir geschrieben, daß ich doch kommen möchte. Hören Sie, machen Sie die Reise durch Fühnen, und bleiben Sie nur drei bis vier Tage bei uns. Meiner Mutter Wagen soll Sie dann nach Middelfahrt bringen. Sagen Sie: Ja, und wir reisen noch diesen Abend."

„Das geht nicht!" antwortete Otto; aber eine halbe Stunde später, als beide zusammen am Theetische saßen und Wilhelm seinen Wunsch wiederholte, gab Otto nach, gewiß mehr aus einem gewissen Gefühl, Wilhelm verpflichtet zu sein, als aus eigentlicher Lust. Gegen Abend wollten sie also fort, in der schönen Sommernacht Seeland durchreisen.

Geputzte Familien lustwandelten zum Thore hinaus nach dem Sommertheater und nach Friedrichsberg. Die Abendsonne beschien die Freiheitssäule, den schönen Obelisken, um welchen Widewelt's Statuen stehen, deren eine noch weint

in den weißen Marmorkleidern.
Immer ohne Trost
In der wunden Brust
Starrt sie wehmuthsvoll nach der schwarzen See*)

wo sich des Künstlers Auge schloß. War es die Erinnerung, welche hier Otto's Blick verfinsterte, indem sein Auge auf den Statuen weilte, als sie vorüberfuhren, oder spiegelte sich vielleicht die eigne Seele in seinem Auge ab?

„Hier ist's lebhaft und lustig!“ sagte Wilhelm, um ein Gespräch anzufangen. „Die Westerbrücke ist aber auch unsere brillanteste Vorstadt. Sie bildet eine eigene Stadt, einen kleinen Staat! Auf dem Berge da liegt des Königs Schloß, und dort zur Linken, zwischen den Weiden, die Dichterwohnung, wo der alte Rahbek mit seiner Kamma wohnte.“

„Schloß und Dichterwohnung,“ wiederholte Otto, „einst werden sie gleiches Interesse einflößen!“

„Bald wird die alte Hütte niedergerissen werden!“ sagte Wilhelm; „auf einem so schönen Platze, so nahe der Stadt, wird sich eine prächtige Villa erheben, und nichts erinnert dann mehr an Philemon und Baucis.“

„Die alten Bäume um den Damm werden geschont werden!“ sagte Otto; „im Garten werden die Blumen duften und an Kamma's Blumen erinnern. Rahbek war kein großer Dichter, aber er besaß eine wahre Dichterseele, arbeitete treulich in dem großen Weinberge, und liebte die Blumen, wie Kamma sie liebte.“

---

*) Oehlenschläger.

Die Freunde hatten Friedrichsberg hinter sich gelassen. Die weißen Mauern des Schlosses schimmerten zwischen den grünen Zweigen; hinter dem königlichen Park dehnte sich das große wohlhabende Dorf aus. Die Sonne war untergegangen, bevor sie das Dammhaus erreichten, wo die wilden Schwäne, vom Meere kommend, in dem Landsee nisten. Hier ist der letzte schöne Punkt; nur flache Felder und hie und da ein Hünengrab begrenzen von nun an den Horizont.

Die klare Sommernacht zog den Blick aufwärts, der Postillon blies ins Horn, und der Wagen rollte der Stadt Roeskilde zu, dem St. Denis Dänemarks, wo die Könige Staub werden, wo Hroars Quelle (Kilde)*) noch fließt und ihre Gewässer mit denen des Issefjord vermischt.

Sie fuhren nach dem Wirthshause, um Pferde zu wechseln. Ein junges Mädchen führte die Freunde ins Gastzimmer; sie leuchtete ihnen vor, ihre schlanke Figur und ihr schwebender Gang zogen gleich Wilhelms Aufmerksamkeit an, seine Hand berührte leise ihre Schulter, sie sprang einen Schritt zur Seite und richtete ihr schönes ernstes Auge auf ihn, aber der Ausdruck desselben wurde milder, sie lächelte und erröthete zugleich.

„Sie sind die Schwester des kleinen Jonas!“ rief Wilhelm, das junge Mädchen wiedererkennend, welches er um Weihnachten auf dem Spaziergange gesehen hatte.

„Auch ich,“ sagte sie, „muß Ihnen für Ihre Güte gegen

---

*) Hiervon der Name der Stadt: Roeskilde, fälschlich nach dem Wortlaute im Deutschen Rothschild genannt.

den armen Knaben danken!" Schnell setzte sie die Lichter hin und verließ mit einem sanften Blicke das Zimmer.

„Sie ist schön, sehr schön!" rief Wilhelm aus. „Das war ein ganz angenehmes Zusammentreffen."

„Sind Sie es, Herr Baron, der mir die Ehre erzeigt?" rief der eintretende Wirth, ein ältlicher Mann mit einem jovialen Gesichte. „Ja, der Herr Baron wollen wohl die lieben Verwandten auf Fühnen besuchen? Nun, es ist auch ein Weilchen her, seit Sie dort waren."

„Das ist unser Wirth!" sagte Wilhelm zu Otto, „Er und seine Frau sind auf meiner Eltern Gute geboren."

„Ja," sagte der Wirth, „in meiner Jugend habe ich mit des Herrn Barons Vater manche Schnepfe und wilde Ente geschossen! Aber Eva soll den Tisch decken, die Herren speisen sicher zu Abend, und ein gutes Glas Punsch werden der Herr Baron nicht verschmähen, wenn Sie Ihres seligen Vaters Geschmack theilen."

Das junge Mädchen deckte im Nebenzimmer den Tisch.

„Sie ist niedlich!" flüsterte Wilhelm dem Alten zu.

„Und eben so fromm und unschuldig, als sie hübsch ist!" entgegnete dieser. „Das ist viel gesagt, da sie ein armes Kind und aus Kopenhagen ist. Wir haben großen Nutzen von ihr, und meine Frau sagt auch, daß Eva nicht von uns gehen soll, bis sie sich einmal gut verheirathen kann."

Wilhelm lud den Wirth ein, beim Glase Gesellschaft zu leisten; der Alte wurde lebhafter und vertraute ihm nun, halb geheimnißvoll, was die Eva in den Augen seiner Frau so achtbar mache und was ja auch in der That sehr

hübsch sei. „Meine Alte,“ sagte er, „war in Kopenhagen, um ein Dienstmädchen zu miethen. Ja, dort sind genug zu haben, und obendrein schöne Mädchen; aber Mutter hat nun so ihre eignen Gedanken und Meinungen; sie hat gute Augen! Da kamen denn nun Viele und unter Andern auch Eva; aber, du lieber Gott! sie war so armselig gekleidet, schmächtig und schwach sah sie aus, welchen Nutzen konnte man von ihr wohl haben? Aber ein gutes Gesicht hatte sie, und das arme Mädchen weinte und bat Mutter, sich ihrer doch anzunehmen, denn sie habe es nicht gut zu Hause, und in Kopenhagen wolle sie nicht bleiben. Nun weiß meine Alte ihre Worte zu setzen, — es ist schlimm, daß sie heute Abend nicht zu Hause ist, wie würde sie sich freuen, den Herrn Baron zu sehen! — ja, was ich nur sagen wollte, sie drehte ihre Worte nun so hin und her, und da gestand ihr denn Eva, weshalb sie fort wolle. Sehn Sie, das Mädchen ist hübsch, und die jungen galanten Herren hatten ihr glattes Gesicht wohl bemerkt, und nicht allein die jungen, sondern auch die alten! So ein alter Herr, ich könnte ihn wohl nennen, aber das thut nichts zur Sache, ein sehr vornehmer Mann da drinnen, der übrigens Frau und Kinder hat, hatte den Eltern allerlei vorgeschwatzt, und solchen armen Leuten sind 300 Thaler viel Geld, man kann sie wohl entschuldigen; aber Eva weinte und sagte, sie wolle sich lieber in den Festungsgraben stürzen. Da stellten sie nun mit dem armen Kinde allerlei an, bis Eva von dem Dienste bei uns hörte. Sie weinte, küßte meiner Alten die Hand, und so kam sie denn mit,

und seitdem haben wir Nutzen und Freude von Eva gehabt!“

Einige Augenblicke darauf trat diese ein. Otto’s Auge weilte wehmüthig auf der schönen Gestalt; noch nie hatte er ein Frauenzimmer so aufmerksam betrachtet. Ihr Antlitz war außerordentlich fein, Nase und Stirn edel geformt, die Augenbrauen dunkel, und in den dunkelblauen Augen lag etwas Wehmüthiges und doch Glückliches; auf diesen Blick konnte man den homerischen Ausdruck anwenden: „durch Thränen lächeln.“ Sie meldete, daß angespannt sei.

Ein feiner Beobachter würde bald bemerkt haben, welche Veränderung die Erzählung des Wirthes bei den beiden Freunden hervorgebracht hatte. Wilhelm war nicht mehr so unbefangen gegen die arme Eva. Otto hingegen näherte sich ihr mehr, und beim Abschiede reichten ihr Beide ein größeres Geschenk, als sie sonst gegeben haben würden.

Sie stand mit Otto an der offenen Thür allein und half ihm seinen Reisemantel umhängen.

„Bewahren Sie Ihr Herz rein!“ sagte er ernst. „Das ist weit mehr, als Schönheit!“

Das junge Mädchen erröthete und blickte ihm staunend nach; so hatte noch Keiner seines Alters zu ihr gesprochen. Die Freunde rollten fort.

„Das arme Mädchen!“ sagte Otto, „aber ich glaube, sie ist zu guten Leuten gekommen.“

„Sie hat einen wunderbaren Blick!“ sagte Wilhelm; „wissen Sie was? zwischen Ihnen und ihr ist wirklich etwas Aehnliches. Es war mir ganz auffallend!“

„Das ist ein Compliment, welches ich nicht annehmen kann," entgegnete Otto lächelnd. „Ihr möchte ich übrigens wohl ähnlich sein."

Es war noch nicht drei Uhr, als die Freunde Ringsted erreichten.

„So tief bin ich noch nie in Seeland hineingekommen," sagte Otto.

„So will ich Ihr Führer sein," entgegnete Wilhelm. „Ringsted hat eine Straße und ein Stückchen noch dazu und man wird dort schlecht bedient, wie Sie bald selbst sehen und erfahren werden. Indessen kann man an Hagbarth und Signe denken; nicht weit von hier, bei Sigersted, hing sein Mantel an der Eiche, und Signelils Wohnung stand in Flammen *). Jetzt ist da nur Feld und Wiese, ein Hünengrab und das alte Volkslied. Dann jagen wir an dem freundlichen Soröe vorüber, das sich mit dem Walde in dem buchtenbildenden See abspiegelt; aber wir bekommen nicht viel davon zu sehen. Doch haben wir hier eine andere romantische Partie, eine in eine Kirche umgewandelte alte Ritterburg, hoch oben auf dem Hügel am See, und dicht dabei den unheimlichen Richtplatz. Von da kommen wir nach Slagelse, einem lebhafteren Städtchen, mit dem Kloster

*) Die Sage berichtet, daß, als der Kämpe Hagbarth, wegen seiner Liebe zu Signe, von ihrem stolzen Vater, dem Könige Sigar, zum Tode verurtheilt wurde, derselbe, um die Treue seiner Braut zu erproben, erst seinen Mantel an die Eiche aufhängen ließ, wo er selbst nachher hängen sollte. Signe, den Mantel erblickend und glaubend, daß das Urtheil an dem Geliebten schon vollstreckt sei, zündete ihre Wohnung an und verbrannte.

Antvorskov, Frankenau's*) Grabe und einer lateinischen Schule, die wegen ihrer Dichter berühmt ist. Dort haben Baggesen und Ingemann Latein geschwitzt. Sehn Sie, das ist die neuere Geschichte des Städtchens! Was die ältere und romantische betrifft, so wissen Sie, daß hier der heilige Anders Prediger war. Ja, das war ein Mann! er ist auch von unsern ersten Dichtern besungen. Wir enden dann mit Korsöer, wo Baggesen geboren ist und Birckner**) begraben liegt. In der neueren Geschichte dieser Stadt spielen König Salomon und Jürgen Hutmacher***) eine große Rolle. Außerdem weiß ich, daß die Stadt einst ein Privattheater besessen haben soll, aber es ging zu Grunde, die Decorationen wurden verkauft, ein Müller kaufte sie und flickte damit seine Windmühlenflügel. Auf einem Flügel befand sich ein Stück von einem Walde, auf einem andern ein Fetzen von einer Stube oder Straße, und so jagte eins nach dem andern; vielleicht ist es nur Verleumdung, ich habe es aus Slagelse, und Nachbarstädte reden nicht gut von einander." So plauderte Wilhelm fort, und die Freunde passirten den beschriebenen Weg. Slagelse und das Dorf Landsgrav hatten sie bereits im Rücken, als Wilhelm dem Kutscher befahl, von der geraden Landstraße rechts abzubiegen.

„Wohin wollen Sie uns führen?" fragte Otto.

*) Frankenau, dänischer Dichter und Arzt, starb in Slagelse im Jahr 1814.

**) Birckner, einer der ersten Denker Dänemarks, starb im Jahre 1798, als Prediger in Korsöer.

***) Ein Vaudeville von Heiberg, welches in Korsöer spielt.

„Ich will Ihnen eine Freude machen!“ engegnete Wilhelm. „Wir kommen zeitig genug nach dem langweiligen Korsöer; das Dampfschiff geht erst um zehn Uhr ab, und noch ist es nicht sieben. Sie sollen überrascht werden, ich weiß ja, Sie sind ein halber Katholik; ich führe Sie irgendwohin, wo sie sich ein Paar hundert Jahre zurückversetzt glauben sollen, und sich in ein katholisches Land hinträumen können! Das ist recht angenehm, nicht wahr?“

Otto lächelte. Die Freunde stiegen aus und gingen über ein Weizenfeld. Sie befanden sich auf einem Hügel, die ganze Landschaft breitete sich vor ihnen aus, sie sahen den Belt, mit Sprogöe und Fühnen. Die Gegend umher war freilich flach, aber die Abwechselung des Grünen, der nahe Bach, der dunkle Waldstrich in der Nähe von Korsöer, die Bucht selbst, und Alles dieses in einer warmen Morgenbeleuchtung, machte Effect. Die Freunde bogen rechts ab und vor ihnen, auf einem Hügel, stand ein großes hölzernes Kreuz, mit dem Bilde des Gekreuzigten. Ueber dem Kreuze war ein kleines Dach gebaut, zur Ableitung des Regens, wie man dergleichen noch in Baiern findet. Das Bild des Erlösers war von Holz, mit starken grellen Farben gemalt, ein verwelkter Kranz von Kornblumen hing um sein gebeugtes Haupt.

„Es ist merkwürdig!“ sagte Otto, „in unserer Zeit, im Jahre 1830, ein so katholisches Symbol in dem lutherischen Dänemark! und doch — ja, Sie werden mich auslachen, aber ich finde es hübsch, es rührt mich und stimmt mich zur Andacht.“

„Das grelle, geschmacklose Bild?“ rief Wilhelm. „Sehn Sie nur, wie plump! das Haar ist getheert, um den Regen abhalten zu können. Die Bauern hier haben ihren eignen Aberglauben. Lassen sie das Kreuz verfallen, so haben sie kein Glück mit ihren Ländereien. Auf diesem Hügel war's, wo der heilige Anders, der berühmte Prediger von Slagelse, erwachte. Er besuchte Christi Grabstätte, da er aber zu lange betete, segelte das Schiff fort und er mußte zurückbleiben. Da kam ein Mann und nahm ihn zu sich aufs Pferd, sie wollten nach Joppe *) reiten; der heilige Anders schlief ein; als er aber erwachte, lag er hier und hörte die Glocken in Slagelse läuten. Auf einem Füllen, nur eine Nacht alt, erritt er der Stadt ihre großen Ländereien, während sich König Waldemar im Bade befand. **) Er konnte seinen Handschuh an die Strahlen der Sonne hängen. Der Hügel hier, wo er erwachte, wurde Ruhehügel genannt, und auf demselben das Kreuz mit dem Bilde des Erlösers errichtet, welches noch hier steht und uns an die Sage vom heiligen Anders mahnt.“

Ein kleines Bauermädchen klimmte in diesem Augenblick den Hügel hinan, blieb aber stehen, als sie die Fremden gewahrte.

---

*) Ein Hafen im mittelländischen Meere, wo die Kreuzfahrer landeten.

**) Die Sage erzählt, daß König Waldemar der Stadt Slagelse so viel Land versprach, als der Prediger Anders auf einem Füllen, nur eine Nacht alt, umreiten konnte, während sich der König im Bade befand; und Anders ritt so schnell, daß die Hofleute wiederholt zum Könige ins Bad gingen und sagten, daß, wenn er sich nicht beeile, der heilige Anders das ganze Land umreiten würde.

„Fürchte Dich nicht, mein Kind!" sagte Wilhelm. „Was hast Du da? einen Kranz! soll der hier auf dem Kreuze hängen? Komm nur, wir helfen Dir!"

„Er sollte über unserm Herrn Christus hängen," sagte die Kleine, den Kranz von hübschen, blauen Kornblumen verlegen in der Hand haltend. Otto nahm den Kranz und hängte ihn statt des verwelkten auf.

„Das war unser Morgen-Abenteuer!" sagte Wilhelm, und bald rollten sie in dem tiefen Sande auf Korsöer zu, den Hügeln entgegen, wo Baggesen, als Kind, Sonne und Mond ins Meer hinabgleiten sah, und sich Flügel wünschte, um sie zu fangen.

Traurig stille liegt die Stadt an der flachen Küste, das alte Schloß ist in ein Packhaus umgewandelt, hohes Gras wächst auf dem Walle. Im Sturm, wenn der Wind gegen die Stadt steht, schlägt die Brandung gegen die äußersten Häuser. Hoch oben auf der Kirche erhebt sich ein Telegraph; die schwarzen Holzplatten gleichen Trauerflaggen, aufgehängt über der sinkenden Stadt. Hier ist für den Fremden nichts zu sehen, nichts als ein Grab: das des Denkers Birckner. — Die Freunde fuhren nach dem Wirthshause am Strande. Kein Mensch begegnete ihnen auf der Straße, außer einem Knaben, der mit einer Tischglocke läutete.

„Das bedeutet zur Kirche," sagte Wilhelm. „Da im Thurme keine Glocken sind, haben sie hier einen solchen wandelnden Glockenläuter. Dort liegt das Wirthshaus!"

„Baron Wilhelm!" rief eine starke Stimme, und ein Mann, in einer grünen Jacke mit großen Brusttaschen, die mächtigen Reitstiefeln bis über die Stülpen hinauf bespritzt und eine Peitsche in der Hand, trat ihnen entgegen, zupfte eben an seiner pferdehaarenen Mütze und reichte Wilhelm die Hand.

„Der Kammerjunker aus Fühnen!" sagte Wilhelm, „meiner Mutter Nachbar, einer der betriebsamsten und reichsten Gutsbesitzer auf ganz Fühnen."

„Sie kommen doch einen der ersten Tage zu mir!" sagte der Kammerjunker, „Sie sollen mein russisches Dampfbad probiren, ich habe auf meinem Gute eins eingerichtet. Alle, die mich besuchen, Damen und Herren, ohne Ausnahme, müssen es versuchen; sie schwitzen, daß es eine Lust ist!"

„Und die Kirschbäume, sind sie dies Jahr ergiebig?" fragte Wilhelm.

„Nein, nein," antwortete der Kammerjunker, „die taugen nichts; aber für die Aepfel sind die Aussichten gut! Alle die alten Bäume im Hügelgarten stehen in voller Pracht; die habe ich in Schwung gebracht. Vor zwei Jahren war auf allen zusammen nicht ein Scheffel. Aber ich ließ die Pferde, denen zur Ader gelassen wurde, unter die Bäume führen und das warme Blut über die Wurzeln spritzen; dies geschah einige Male, und das ist eine wahre Lebens-Impfung gewesen."

„Und wie steht's auf —?" Wilhelm nannte ein Gut auf Fühnen, dessen adelige Herrschaft bekannt ist.

„O," antwortete er, „beide Fräulein, wissen Sie ja wohl, sind mit zwei Vettern verlobt worden; sie heirathen ja immer in der Familie, und das taugt weder für Menschen noch für Vieh. Deshalb ist auch immer eine ganze Apotheke da drüben; bald fehlt es ihnen hier, und bald da. In China macht man freilich mit dem Vieh das Experiment, immer nur Verwandtes zu paaren; das giebt fettes und mürbes Fleisch, Knochen und Sehnen schwinden, es legt doppelt so viel Talg auf, wie gewöhnliches Vieh. Aber, du lieber Gott! das ist doch nicht die Bestimmung des Menschen."

„Der Wind ist wohl gut?" sagte Otto, den diese Unterhaltung zu langweilen begann.

„Nein, gerade entgegen!" sagte der Kammerjunker. „Die Fahne auf dem kleinen Hause drüben lügt, sie zeigt immer nach Nyborg, zeigt immer guten Wind an für uns, die wir fort wollen. In Nyborg ist auch eine Fahne, die eben so fest steht, wie diese, und den Leuten dort auch von gutem Winde vorschwatzt. Ich betrachte die beiden stehenden Fahnen als eine Art Wegweiser, die nur sagen wollen: da geht der Weg. Nein, hätten wir Wind gehabt, so wäre ich mit dem Segelboote gegangen, nicht mit Plätscherlieschen, wie die Seeleute das Dampfschiff nennen. — Der Wagen erwartet wohl die jungen Herren in Nyborg?" fuhr er fort. „Ich leiste Ihnen Gesellschaft, mein Brauner wartet meiner im Gasthofe bei Schalburgs. Den sollen Sie sehen! Sehnen hat er, wie Stahlfedern, und Beine, wie ein Tanzmeister. Er ist auch mein Liebling."

„Niemand weiß, daß wir kommen," antwortete Wilhelm. „Wir nehmen deshalb einen Wagen in Nyborg."

„Wir machen Gesellschaft!" sagte der Kammerjunker, „und dann besuchen Sie mich mit dem jungen Herrn. Sie sollen in der schwarzen Stube schlafen! ja, Sie machen mir doch das Vergnügen?" sagte er zu Otto. „Sind Sie ein Liebhaber des Antiken, so wird Ihnen mein Gut Vergnügen gewähren; Sie finden da Gräben, Thürme und Wachtstuben, Gespenster und Spukgeister, wie es sich auf einem alten Gute gebührt. — Die schwarze Stube! nicht wahr, Herr Baron? da ist es nicht so ganz geheuer!"

„Der Henker bleibe eine Nacht bei Ihnen!" sagte Wilhelm; „spät kommt man zu Bette, und es wird Einem dann nicht gestattet, die Augen zu schließen. Sie, Ihre Schwester und die Mamsell, ja, Sie sind mir ein hübsches Kleeblatt. Nein, Zostrup! Sie glauben nicht, welche Schwänke auf des Kammerjunkers Gute ausgeheckt werden. Man muß vorbereitet sein! es soll dort spuken, aber wollen sich die Todten die Mühe nicht geben, so thun es die Lebenden. Der Kammerjunker steht mit seinen Frauenzimmern im Complott. Da hatten sie mir neulich lebendige Maikäfer in mein Kopfkissen genäht, das kribbelte und krabbelte, ich wußte den Henker nicht, was es sein konnte. Einen lebendigen Hahn hatten sie mir unters Bett gesetzt, und als ich gegen Morgen ein wenig schlafen wollte, fing die Bestie an zu krähen!"

„Das hatten die Frauenzimmer gethan," sagte der Kammerjunker. „Ließen sie nicht in derselben Nacht am Kopf-

ende meines Bettes eine Thürklingel befestigen? Ich hatte keine Idee davon, der dicke Länder lag in derselben Stube und hatte längs der Wand eine Schnur an die Glocke befestigt. Ich erwachte von dem Geklingel. „„Was Teufel ist das für eine Glocke?““ sagte ich, und blickte in der Stube umher, denn ich konnte es nicht begreifen. „„Glocke?““ fragte Länder, „„hier ist keine Glocke!““ Das Klingeln hörte auch auf. Ich glaubte geträumt oder von dem lustigen Abend her noch einen kleinen Hieb zu haben. Da fängt es aber wieder an zu läuten. Länder sah dabei so unschuldig aus, und, ich begreife mich selbst nicht, ich glaubte, es sei Einbildung von mir, es wurde mir ganz flau zu Muthe, ich verleugnete mein eignes Gehör, sagte: „„nein, es hat mir nur geträumt!““ und begann zu rechnen und zu zählen, um meinen Verstand zu gebrauchen; aber fuhr nicht der kleine Spectakel fort, zu bimmeln, daß ich darüber hätte toll werden mögen! Ich sprang zum Bett hinaus, und da fand ich die Bescheerung; aber Länder's Kopf war vor verbissenem Lachen blutroth angeschwollen.“

„Machen Sie auch solche Scherze auf ihrem Gute?“ fragte Otto, sich an Wilhelm wendend.

„Nein, nicht so raffinirt!“ antwortete der Kammerjunker, „etwa ein Stück Holz oder einen Haubenkopf ins Bett gelegt. Fräulein Sophie giebt uns übrigens andere nette Sachen zum Besten, Tableaux und Schattenspiel. Ich war ja einmal mit. Ja, was stellte ich doch noch vor? — Ei, ich spielte, Gott helfe mir, den König Cyrus, hatte

eine papierne Krone auf und Fräulein Sophiens Mantel um, die unrechte Seite nach außen gekehrt, denn er ist mit Zobel gefüttert. Ich sah aus, wie der Teufel!"

Die Passagiere des Dampfschiffes wurden an Bord gerufen, die Gesellschaft ging zum Schiffe hinab und bald theilte es die Wogen des Belts.

VIII.

Der Name Fyen bedeutet fein,
Und dieser Name zeige,
Daß Fühnen ist ein Garten fein
Im alten dän'schen Reiche.

Die Nacktheit, welche der Anblick Seelands darbietet, verursacht, daß man von der Fülle und Ueppigkeit, mit welcher Fühnen hervortritt, doppelt ergriffen wird. Grüne Wälder, reiche Kornfelder und, wo das Auge hinblickt, Edelhöfe und Kirchen. Nyborg selbst scheint eine lebhafte Hauptstadt gegen das stille, traurige Korsöer. Jetzt erblickt man Menschen auf der großen Schiffbrücke, Spaziergänger auf dem Walle und breite Straßen mit hohen Häusern; hier sind Soldaten, man hört Musik und, was auf einer Reise höchst willkommen ist, man kommt in ein vortreffliches Wirthshaus. Die Ausfahrt durch das gewölbte Thor ist überraschend, es ist länger und größer, als eins der Thore Kopenhagens. Dörfer und Bauernhäuser haben hier ein wohlhabenderes Aussehn, als in Seeland,

wo man am Wege oft auf vier Pfählen einen Düngerhaufen angehäuft zu sehen glaubt und dann bei näherer Untersuchung findet, es sei eine Familienwohnung. Von der Landstraße auf Fühnen aus gewahrt man nur reinliche Häuser; die Fensterrahmen sind angestrichen, vor den Thüren befindet sich ein Blumengärtchen, und wo Blumen gezogen werden, ist immer, wie Bulwer sehr treffend bemerkt, beim Bauer eine größere Cultur, er denkt auch an das Schöne. An den Gräben längs dem Wege erblicken wir Hollunder mit weißen und lillafarbigen Blumen. Die Natur selbst hat hier mit einer Menge wilder Mohnblumen aufgeputzt, die sich an Farbenpracht mit den schönsten, die in einem botanischen Garten gezogen werden, messen können. Hauptsächlich in der Nähe von Nyborg wachsen sie in überschwänglicher Fülle.

„Welche blendende Farbe!" rief Otto aus, als die Freunde an den schönen, rothen Blumen vorüber rollten.

„Das ist eine stolze Couleur!" sagte der Kammerjunker, der auf seinem Braunen neben ihnen ritt; „eine stolze Couleur, aber sie sind auch mit andalusischem Hengstblute gedüngt. Hier war es gerade, wo die Bataille zwischen den Bestien statt fand. Sie wissen, die Spanier lagen im Jahre 1808 hier auf Fühnen; die englischen Schiffe kreuzten im Belt, und Romana floh mit dem ganzen Heere an Bord, aber ihre Pferde konnten sie nicht mitnehmen. Es waren die prächtigsten andalusischen Thiere, die man nur sehen konnte. Die Spanier nahmen ihnen die Zügel ab und ließen sie hier auf dem Felde wie wilde Pferde um-

her laufen. Hier graseten nun auch die Pferde von Nyborg, und als die Andalusier der unsrigen ansichtig wurden, stellten sie sich in einer Reihe auf und überfielen die dänischen Pferde; das war ein Kampf! Endlich fielen sie sich unter einander an und schlugen sich, daß sie blutend zu Boden stürzten. Als Knabe habe ich noch die Hirnschale einer dieser Bestien gesehen. Dieses ist das letzte Abenteuer, welches uns von dem Besuche der Spanier in Dänemark geblieben ist. In dem Dorfe, durch welches wir jetzt kommen, werden wir noch an die Anwesenheit der Spanier erinnert; bemerken Sie nur die jungen Burschen und Mädchen. Sie sind von etwas dunklerer Hautfarbe, als die Einwohner anderer fühnenscher Dörfer; das ist spanisches Blut, wie man sagt. Aus diesem Dorfe stammt die Geschichte von dem Mädchen des Predigers, welches über die Abreise der Spanier weinte und so untröstlich war. Aber nicht um des Bräutigams willen weinte sie, nicht ihrer eignen Umstände wegen, denn das hält der gemeine Mann auf Fühnen nicht der Rede werth! Ein Mädchen kann dann nur größeren Lohn verlangen; sie sagt uns kühn ins Gesicht: nein, ich muß einige Thaler mehr haben, „denn ich habe ein Kind!“ Was ich aber erzählen wollte, sie weinte ganz erbärmlich; der Prediger tröstete sie, und nun erzählte sie, wie sie allein darüber weine, daß, wenn das unschuldige Kind dem Vater ähnlich werden sollte, es ja spanisch sprechen würde, und das könnte keine Seele verstehen. Ja, solche Geschichten haben wir auf Fühnen!“ sagte er lachend zu Otto.

Mit ähnlichen Erzählungen und einigen landwirthschaftlichen Betrachtungen, je nachdem die umgebenden Situationen dazu aufforderten, unterhielt unser vortrefflicher Gutsbesitzer die jungen Herren. Sie waren schon ein Paar Meilen von Nyborg, als er — mitten in einem sehr interessanten Gespräch über das Charakteristische des echten Fühnen, daß er immer, wenn er an einem Buchweizen-Acker vorüber kommt, den Mund wie zum Kauen in Bewegung setzt, — plötzlich abbrach, und Wilhelm auf einen Wienerwagen aufmerksam machte, der sich auf einem der Nebenwege ihnen näherte. Dem Kutscher und den Pferden nach zu urtheilen, mußte es die Familie vom Gute sein.

Dies war auch der Fall; sie kamen von einem Besuche. Wo sich die Wege kreuzten, begegneten sie sich einander. Otto erkannte sogleich Fräulein Sophie, neben ihr saß eine ältliche Dame mit einem sanften gutmüthigen Gesichte, das war die Mutter. Nun gab es Ueberraschung und Freude. Sophie erröthete; dem Bruder konnte dieses Erröthen nicht gelten, dem Kammerjunker also? Nein, das schien unmöglich! so mußte es denn wohl Otto gelten. Die Mutter reichte ihm die Hand zum Willkommen, während sie zugleich den Kammerjunker einlud, den Mittag bei ihnen zuzubringen. Es lag in der Weise, wie sie dieses vorbrachte, so viel Aufmerksamkeit und Verbindlichkeit, daß Otto fühlte, hier stände der Mann in größerem Ansehn, werde anders geschätzt, als er sich während ihrer kurzen Bekanntschaft hatte denken können.

Sophie fügte lächelnd hinzu: „Sie müssen bleiben!“

was der Kammerjunker mit einer Entschuldigung wegen seines Reitanzuges erwiderte.

„Wir sind einander ja nicht fremd!“ sagte die Mutter. „Es ist auch nur ein Familienmahl. Sie sehen den gewöhnlichen Kreis. Sie, Herr Zostrup,“ fügte sie verbindlich hinzu, „glaube ich aus Wilhelms Briefen so gut zu kennen, daß sie uns ebenfalls gar nicht fremd sind. Die Herrn kennen einander!“

„Ich nehme die Einladung an!“ sage der Kammerjunker, „und nun will ich Ihnen zeigen, wie ich meinen Braunen in Galopp setzen kann. Es ist Carl Rise *), wie Sie sehen, Sie haben ihn selbst so getauft.“

„Ja, reiten Sie voraus!“ sagte Sophie lächelnd. „Dadurch werden Sie meine Schwester sehr verbinden. Sie möchte erschrecken, wenn sie eine so große Karavane sich dem Hofe nähern sähe und den Mittagstisch nicht gehörig geordnet hätte.“

„Wie das gnädige Fräulein befehlen!“ sagte der Reiter und sprengte fort.

Die Gegend wurde nun waldreicher; der Weg führte an mehreren kleinen Landseen vorüber, fast zugewachsen mit Wasserlilien und beschattet von den alten Bäumen; jetzt guckten die alterthümlichen gezackten Giebel des Gutes hervor. Man fuhr durch eine Allee von wilden Kastanienbäumen, das Steinpflaster drohte hier die Wagenaxen zu zerschmettern. Rechts lag die Schmiede, durch deren offene

---

*) Der Name eines Helden in Ingemann's Roman: „Waldemar der Sieger.“

Thür die Funken herausflogen. Ein kleines Mädchen mit bloßen Füßen öffnete das Gitter, und nun befand man sich auf einem großen Platz vor den roth angestrichenen Außengebäuden. Die Erde war mit Stroh belegt und alles Vieh des Hofes hier zum Melken zusammengetrieben. Man mußte im Schritt fahren, bis man durch das Thor in den größeren Hof gelangte, der von den Scheuern und dem eigentlichen Hauptgebäude eingeschlossen wurde; dieses war von breiten, mit Schilf fast verwachsenen Gräben umgeben; über eine solide, auf gemauerten Pfeilern ruhende Brücke gelangte man nun durch den Hauptflügel, wo das Wappen und der Namenszug des alten Besitzers angebracht waren, in den innersten Hof, der von drei Flügeln eingeschlossen wurde, dem schon erwähnten alterthümlichen und zwei neueren; die vierte Seite nahm ein niedriges Gitter ein, das den Garten begrenzte, wo sich die Kanäle in einen kleinen See verloren.

„Das ist ein interessanter alter Hof!" rief Otto aus.

„O, er kann sich noch lange nicht mit dem des Kammerjunkers messen!" entgegnete Wilhelm; „den müssen sie erst sehen!"

„Ja, Sie müssen in diesen Tagen hinüberkommen!" sagte der Kammerjunker. „Ruhig, Fingal! ruhig Waldine!" rief er den bellenden Hunden zu. Ein Paar Truthähne spreizten ihre Federn aus und kollerten aus allen Kräften. Diener und Mädchen standen an der Thür, das war der Empfang.

„Zostrup soll wohl die rothe Stube erhalten?"

fragte Wilhelm, und die Freunde stiegen die Treppe hinan.

Ein junges blasses Mädchen, zwar nicht ganz frei von Sommersprossen, aber mit einem seelenvollen Auge, lief ihnen entgegen, es war Wilhelms jüngste Schwester; sie drückte den Bruder ans Herz und faßte vertraulich Otto's Hand. Sie ist nicht schön! war der erste Eindruck, den sie auf ihn machte. Sein Zimmer war gewölbt, die Wände gemalt, als wären es Gobelins; sie stellten den ganzen Olymp dar. Links befand sich ein alter Kamin, mit Verzierungen und vergoldeter Inschrift; rechts stand ein altfränkisches Himmelbett mit roth-damastnen Vorhängen. Die Aussicht beschränkte sich auf den Burggraben und den mittleren Hof. Nur wenige Augenblicke, und Otto und Wilhelm wurden zu Tische gerufen. Ein langer Gang, durch zwei Flügel des Gutes, auf der einen Seite Fenster, auf der andern Eingänge zu den Zimmern, führte nach dem Speisesaale. Der ganze Gang war eine große Bildergalerie; Bildnisse in Lebensgröße, hochadelige Ritter und Damen vorstellend und in roth gepuderten Perrücken prunkend, Kinder, gleich den Alten herausgeputzt, Tulpen in den Händen und große Jagdhunde an der Seite, außerdem auch historische Stücke schmückten die Wände.

„Haben wir keinen Kranz auf dem Tische?“ fragte Sophie, als sie mit den Andern ins Speisezimmer trat.

„Nur ein schwacher Versuch, meine Schwester nachzuahmen!“ sagte Louise lächelnd.

„Aber es ist keine einzige Blume in dem Kranze! welche Oekonomie! und doch ist er niedlich!“

„Wie geschmackvoll!“ rief Otto aus, indem er den Kranz betrachtete, welchen Louise gelegt hatte.

Alle Arten Grün, in den unzähligen Uebergängen, ein Paar gelbe Lindenblätter und ein wenig von einer Blutbuche bildeten durch die verschiedenen Farben und Formen einen geschmackvollen Kranz auf dem weißen Tischtuche.

„Sie bekommen eine Distel und ein welkes Blatt!“ flüsterte Wilhelm, als Otto sich setzte.

„Aber doch das Schönste!“ antwortete dieser. „Die Blutbuche nimmt sich allerliebst aus neben der weißlich grünen Distel und dem gelben Blatte.“

Meine Schwester Sophie,“ sagte Louise, „legt uns jeden Tag einen verschiedenen Kranz, das putzt so hübsch! Ist sie nicht da, so bekommen wir keinen; das wäre auch heute der Fall gewesen, als ich aber erfuhr, daß Wilhelm käme, und wir, fügte sie mit einem freundlichen Blick hinzu, „noch zwei Gäste bekämen, so machte ich in der größten Eile einen Versuch, und —“

„Und Du wolltest mir zeigen, wie man es niedlich machen könne, ohne Deine Blumen zu berauben!“ unterbrach sie Sophie lachend. „Im Grunde bin ich auch grausam! Ich kappe allen ihren Lieblingen die Köpfe ab. Morgen will ich, um Deinen heutigen Kranz zu parodiren, einen Kranz von Braunkohl und Artischocken legen!“

„Madeira oder Portwein?" fragte der Kammerjunker, und lenkte das Gespräch von den Blumen auf Speisen und Getränke. „Man befindet sich wohl hier auf dem Gute! Fräulein Louise sorgt für den Körper, und Fräulein Sophie für den Geist!"

„Und Mama schenkt eine Tasse guten Kaffee ein," sagte die Mutter, „Sie müssen mich auch ein Bischen loben!"

„Ich mache nach Tische Musik!" rief Wilhelm, „so hat denn die ganze Familie ihre Thätigkeit gezeigt."

„Aber keine Phantasien!" sagte der Kammerjunker, „keine Phantasien, bester Freund! nein, ein rasches Lied, dem man anhören kann, was es sein soll, keins von den künstlichen!" Ein derber Schlag auf die Schulter sollte seine Ausdrücke mildern.

IX.

Sie sorgt für das Tischtuch weiß und fein,
Sorgt, daß die Bettlaken sauber und rein
Und das Licht in den Leuchter auch passe.

So wirkt sie voller Bescheidenheit
Für das Haus, wo die Ihren weilen,
Und tritt erst ein zur Dämmerzeit,
Der Gesellschaft Freuden zu theilen.

Oehlenschläger.

Eine stille, geschäftige Hauselfe war Louise, die schönen duftenden Blumen waren ihre Lieblinge. Gutmüthig lächelte sie zu den Neckereien der Schwester, ruhig hörte sie

jedem leichtsinnigen Gespötte zu; nur wenn Jemand travestirend in dasjenige eingriff, was ihrer Seele heilig war, wurde sie aus ihrer Ruhe gebracht und konnte eine gewisse Beredsamkeit erlangen.

Wir wollen die beiden Schwestern näher kennen lernen und deshalb zu einem der folgenden Tage übergehen.

Ein achttägiges Zusammenleben auf einem Gute bringt oft größere Vertraulichkeit hervor, als wenn man einen ganzen Winter hindurch in den großen Gesellschaftskreisen der Stadt zusammentrifft. Otto fühlte sich schon wie zu Hause; er wurde als ein naher Verwandter behandelt. — Wilhelm erzählte von der schönen Eva, und Sophie fand, sie sei ein romantischer Charakter, Mama bedauerte das arme Kind und Louise wünschte, sie bei sich auf dem Gute zu haben, ein Wirthshaus sei doch kein Ort für ein ordentliches Mädchen. Dann sprach man von den Winterfreuden in Kopenhagen, von Kunst und Theater. Ueber diese Gegenstände konnte Louise nicht viel mitsprechen, obgleich sie doch ein Stück gesehen hatte, Dyveke; die liebenswürdige Natur der Darstellerin hatte tief zu ihrem Herzen geredet.

Einige Tage waren verstrichen, der Himmel war grau; die Jugend versammelte sich um den Tisch, es fehlte nicht an Stoff zur Unterhaltung. Alle, welche Brüder oder Söhne haben, die studiren, werden auch bemerkt haben, wie sehr dieselben hauptsächlich von den physikalischen und astronomischen Vorlesungen ergriffen werden, in denen sich die Welt gleichsam vor dem geistigen Auge erweitert. Wir wissen, daß die Freunde eben im verflossenen Sommer an diesen

Vorlesungen Theil genommen hatten und, gleich den Meisten, davon erfüllt waren, von der Beschauung des Wassertropfens mit seinen unzähligen Infusionsthierchen an bis zur Entfernung und Größe der Sterne und Planeten.

Den Meisten von uns sind dies bekannte Lehren, auch war es den Damen nichts durchaus Neues, indessen interessirte es, zum Theil vielleicht durch Otto's schöne Beredsamkeit. Das graue, regnerische Wetter lenkte das Gespräch auf die physische Erklärung der Entstehung unseres Erdballs hin, so wie die Freunde sie in Oersted's Vorlesungen aufgefaßt hatten.

„Die nordischen nnd griechischen Mythen stimmen auch hierin überein!“ sagte Otto. „Wir müssen uns denken, daß im Raume sich ein ewiger, unendlicher Nebel befand, in welchem eine Zusammenziehungskraft lag. Der Nebel verdichtete sich nun zu einem Tropfen, unser Erdball war ein ungeheurer, eiförmiger Tropfen; Licht und Wärme wirkten auf dieses große Weltei ein und brüteten nicht nur ein Geschöpf aus, nein, Millionen; diese mußten wieder sterben und neuen weichen, aber ihre Leichname sanken als Staub gegen den Mittelpunkt; dieser wuchs, das Wasser selbst verdunstete, und bald tauchte ein Punkt aus der Meeresfläche hervor. Die Sonnenwärme entwickelte Moos und Pflanzen, neue Inseln kamen zum Vorschein, Jahrhunderte lang zeigte sich größere Entwickelung und Veredlung, bis die Vollendung erlangt wurde, die wir jetzt schauen!“

„So aber lehrt uns die Bibel es nicht!“ sagte Louise. „Moses hat seine Darstellung der Schöpfung erdich-

tet," antwortete Otto; „wir halten uns an die Natur, die hat größere Offenbarungen als der Mensch!"

„Die Bibel ist Ihnen doch ein heiliges Buch?" fragte Louise und erröthete.

„Ein ehrwürdiges Buch!" entgegnete Otto. „Es enthält die tiefsten Lehren, die interessanteste Geschichte, aber auch Vieles, was gar nicht in ein heiliges Buch gehört."

„Wie können Sie doch dergleichen sagen?" rief Louise aus.

„Berühren Sie in ihrer Anwesenheit die Religion nicht," sagte Sophie. „Sie ist ein frommes Gemüth und glaubt, ohne wissen zu wollen, weshalb."

„Ja," sagte Wilhelm, „diesen Winter wurde sie ordentlich böse und, wie ich glaube, zu ersten Male böse auf mich, weil ich behauptete, Christus sei ein Mensch gewesen!"

„Wilhelm!" unterbrach ihn das junge Mädchen, „sprich nicht davon, ich fühle mich unglücklich bei diesem Gedanken; ich kann und will das Heilige nicht zu mir und dem Alltagsleben herabgezogen sehen. Es liegt nun einmal in meiner Natur, zu glauben, daß ich, wenn ich anders denke, als ich es gelernt habe und mein Herz es mir erlaubt, eine Sünde begehe! Es ist profan, und sprecht Ihr länger auf diese Weise von der Religion, so verlasse ich das Zimmer."

In diesem Augenblick trat die Mutter ein. „Das Fest hat angefangen!" sagte sie. „Ich habe meinen blanksten Silberschilling ausliefern müssen! Kennt Herr Zostrup die alte Sitte, welche hier zu Lande beobachtet wird, wenn das Bier fürs Erndtefest gebraut wird?"

Ein durchdringender Schrei, wie von einer Horde Wilder, drang in diesem Augenblick der Gesellschaft zu Ohren.

Die Freunde gingen hinab.

Mitten in dem großen Brauhause stand ein Kübel; um denselben herum tanzten alle Mägde des Gutes, von der Meierin an bis zu der Schweinehüterin hinunter; die eisenbeschlagenen Holzschuhe schlugen gegen die unebene Steindiele. Die meisten Tänzerinnen waren ohne Jacken, aber in langen Hemdärmeln und dem engen Mieder. Einige schrien, Andere lachten, das Ganze schmolz in ein Geheul zusammen, während sie Hand in Hand um den Kübel tanzten, in welchem das Bier gebraut werden sollte. Das Brauermädchen warf nun den blanken Silberschilling hinein, worauf alle Mägde, gleich wilden Mänaden, einander die Hauben abrissen und sich in bacchantischer Wildheit um den Kübel hin und her zerrten. Dadurch sollte das Bier kräftiger werden und bei dem bevorstehenden Erndtefeste berauschender wirken.

Unter den Mägden zeichnete sich hauptsächlich eine durch ihren starken Körperbau und das lange, schwarze Haar aus, welches ihr, da die Haube heruntergerissen war, verworren um das rothe Gesicht hing. Die dunklen Augenbrauen waren zusammengewachsen. Alle schienen gegen sie am meisten zu wüthen, und wirklich nahm sie etwas Wildes, fast Thierisches an. Beide Arme hob sie hoch empor, und mit ausgespreizten Fingern drehte sie sich wie im Wirbel umher.

„Das ist häßlich!“ flüsterte Otto; „sie sehen Alle aus, wie Wahnsinnige.“

Wilhelm lachte darüber. Die wilde Lustigkeit verlor sich in ein glückseliges Gelächter. Das Mädchen mit den zusammengewachsenen Augenbrauen ließ die Arme sinken, aber noch lag in ihrem Blicke das Wilde, welches das lose Haar und die entblößte Schulter noch mehr hervortreten ließen. Entweder hatte eine der Andern das Unglück gehabt, ihre Lippe zu kratzen, oder auch sie selbst hatte sich in bacchantischer Wildheit gebissen, daß sie blutete. Sie blickte zufällig nach der offenen Thür, wo beide Freunde standen. Otto's Antlitz verzog sich, wie immer, wenn etwas unangenehm auf ihn einwirkte. Sie schien seine Gedanken zu errathen und lachte laut. Otto trat bei Seite; es war ihm, als fühlte er im voraus, welchen Schatten jene Gestalt einst in sein Leben werfen würde.

Als er und Wilhelm darauf zu Sophie und Louise hinauftraten, erzählte er, welchen unangenehmen Eindruck das Mädchen auf ihn gemacht habe.

„O, das ist meine Meg Merrilies!“ rief Sophie aus. „Finden Sie nicht, daß sie ungeachtet ihrer Jugend etwas von diesen Walter-Scott'schen Hexen hat? Wenn sie älter wird, wird sie vortrefflich werden. Sie hat den Anschein, als wäre sie einige Dreißig, und bedenken Sie nur, sie soll nicht über zwanzig Jahre alt sein! Sie ist eine wahre Riesin.“

„Die Arme!“ sagte Louise. „Alle urtheilen nach

dem Aeußeren; ihre Umgebung haßt sie, ich glaube, weil ihre Augenbrauen zusammengewachsen sind und das ein Zeichen sein soll, daß sie ein Alp *) sei; sie sind böse gegen sie, und wie könnte man von der Klasse Menschen, zu welcher sie gehört, erwarten, daß sie Hohn mit Gutmüthigkeit vergelten sollte! Sie ist ein Unhold geworden. In einigen Tagen, wenn wir das Erndtefest haben, werden Sie sehen, wie jedes Mädchen einen Tänzer bekommt; die arme Sidsel kann sich putzen, so viel sie Lust hat, sie steht doch allein. Es ist freilich hart, zu einem solchen Wesen geboren zu sein."

„Die Unglückliche!" seufzte Otto.

„O, das fühlt sie nicht," sagte Wilhelm, „sie kann es nicht fühlen, dazu ist sie zu roh und zu thierisch."

---

*) In Thiele's dänischen Volkssagen geschieht dieses Volks-Aberglaubens Erwähnung. „Wenn ein Mädchen um Mitternacht zwischen vier Stöcken die Haut ausspannt, in welcher sich das Füllen befindet, wenn es geworfen wird, und dann nackt hindurch kriecht, so wird sie ohne Schmerzen Kinder gebären können, aber alle Knaben, welche sie zur Welt bringt, werden Wehrwölfe, und alle Mädchen Alpe." — Sie sind des Tages dadurch kenntlich, daß die Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen sind. Nachts kommt der Alp durchs Schlüsselloch und setzt sich dem Schlafenden auf die Brust. Auch in Deutschland findet man diesen Aberglauben. Grimm erwähnt denselben und versichert: „Sagt man zu dem drückenden Alp:

Trud, komm morgen,
So will ich borgen!

so weicht er alsbald, und kommt am andern Morgen in Gestalt eines Menschen, etwas zu borgen."

X.

Waren nicht jung die Erbsen und frisch, und wie Zucker die Wurzeln?
Und was fehlte dem Schinken, der Gänsebrust und dem Hering?
Was dem gebratenen Lamm, und dem kühlenden röthlich gesprengten
Kopfsalat? War der Essig nicht scharf und balsamisch das Nußöl? —
— Nicht die Butter wie Kern, nicht zart die rothen Radieschen?
Was? —

Voß, Louise.

„Herr Zostrup soll des Kammerjunkers altes Gut sehen. Morgen müssen wir hinüber!“

Louise konnte nicht mit, hundert kleine Pflichten fesselten sie an das Haus. Die wichtigste von allen war das Platten.

„Das kann ja aber das Hausmädchen thun!“ sagte Sophie, „komm doch mit!“

„Wenn Du nun die Sachen hübsch und niedlich in Deinen Schubkasten siehst,“ entgegnete Louise, „so verzeihst Du mir wohl, daß ich zu Hause blieb.“

„Ja, Du bist ein herrliches Mädchen!“ sagte Sophie, „Du verdientest, daß Jean Paul Dich gekannt und in einem seiner Bücher unsterblich gemacht hätte, Du verdientest das Glück, von einem solchen Dichter besungen zu werden.“

„Nennst Du es Glück,“ antwortete die Schwester, „wenn die ganze Welt Einem ihre Aufmerksamkeit zuwendet? Das muß ängstlich sein, unglücklich! Nein, weit besser ist es doch, gar nicht bemerkt zu werden. Bringe

ihnen drüben meine Grüße, und fordre meinen Claudius zurück; den haben sie nun ein halbes Jahr gehabt."

„Da haben sie die Hälfte der Bibliothek meiner Schwester behalten," sagte Sophie lachend zu Otto. „Sie müssen wissen, sie hat nur zwei Bücher: Mynster's Predigten und den Wandsbecker Boten."

Der Wagen rollte durch die große Kastanien-Allee fort.

„Dort auf dem Hügel, dicht beim Walde habe ich das Erlenmädchen gespielt," sagte Sophie. „Ich war noch nicht confirmirt; es waren Fremde bei uns auf dem Gute, und sie lustwandelten in dem schönen Mondscheine durch den Wald. Zwei meiner Freundinnen und ich, wir hüpften nach dem Hügel, faßten einander an den Händen und tanzten in die Runde. Tags darauf erzählten zwei Leute aus der Gemeinde dem Prediger von drei weißgekleideten Erlenmädchen, die im Mondscheine auf dem Hügel getanzt hätten. Die Erlenmädchen waren wir, daß aber unsere Rücken hohl gewesen, wie ein Backtrog, und daß der Hügel wie Silber glänzte, das war ihre Erfindung.

„Und in dieser Eiche," rief Wilhelm aus, „schoß ich als Knabe den ersten Vogel, der von meinem Schusse fiel. Es war eine Krähe, sie wurde sehr ehrenvoll bestattet."

„Ja, unter meiner Schwester Thränenweide," sagte Sophie. „Wir begruben sie in einem alten, mit weißen Schleifen besetzten dreieckigen Hut. Das Grab war mit Mohnblättern und gelben Lilien verziert. Ich trug die Leiche; Wilhelm, damals ein großer Knabe, hielt die Rede, und Louise streute Blumen."

„Ihr waret Närrchen!“ sagte die Mutter. „Aber seht Ihr, wer dort kommt?“

„O, mein kleiner Dickie, mein Zwerg von Kenilworth!“ rief Sophie aus, als sich ihnen ein kleiner buckliger Mann mit dünnen Beinen und einem ältlichen Gesichte näherte. Er war gekleidet, wie ein Bauer, und trug auf dem Rücken einen kleinen Ranzen von rothem Kalbleder, die Haarseite nach außen gekehrt; in diesem transportirte er seine Violine.

„Heißt er Dickie?“ fragte Otto.

„Nein, es ist nur ein Scherz von Sophie,“ nahm Wilhelm das Wort. „Sie muß immer ehrliche Leute romantisiren. Er heißt schlecht und recht „„Musikanti.““ Der Fühne, wissen Sie, italienisirt die meisten Namen. Sonst heißt er auch Peter Krüppel.“

„Sie werden seine Töne hören!“ sagte Sophie. „Uebermorgen, wenn wir das Erndtefest haben, ist er Nummer Eins. Er versteht Musik, die Sie schwerlich kennen; er spielt Ihnen sowohl den Schustertanz als die Kirschsuppe; solche Tänze hat man hier zu Lande.“

„Jetzt befinden wir uns jenseits meiner Ländereien und auf denen des Nachbars,“ sagte die alte Dame. „Sie werden einen recht alten Hof sehen.“

„Ich möchte wissen, wie Herrn Zostrup die Bewohner gefallen werden,“ sagte Sophie. „Den Kammerjunker kennen Sie, er ist ein vortrefflicher Landedelmann. Seine Schwester hingegen ist ein wenig eigen; sie gehört zu der Art Menschen, die immer, selbst bei dem besten Wil-

len, den Leuten Unannehmlichkeiten sagen. Sie hat dazu ein ganz seltenes Talent. Sie werden es schon erfahren. Aber sie meint es nicht so schlimm; sie kann auch scherzen! Danken Sie Gott, daß Sie nicht die Nacht über da bleiben, sonst würden Sie erfahren, was sie und die Mamsell anspinnen können."

„Ja, die Mamsell ist meine Freundin!" sagte Wilhelm. „Sie werden ihr Nähkästchen sehen mit allen Curiositäten. Dies Kästchen spielt eine große Rolle; es wird immer mitgenommen, wenn sie Besuche macht; um der Conversation willen kommt es zum Vorschein, dann wird Alles durchgesehen und jedes Stück macht die Runde. Ja, da giebt's niedliche Sachen zu sehen: einen kleinen Schiebkarren mit Nadelkissen, einen silbernen Fisch mit **Eau de Lavande** und die kleine Elle von Seidenband."

„Ja, und das Bernsteinherz!" sagte Sophie, „den kleinen Napoleon von Eisenguß und den Offizier, der auf den Boden des Kästchens festgeklebt ist; das soll ein guter Freund in Odense sein, vertrauete sie mir neulich."

„Sehn Sie, wie hübsch der Kammerjunker das Gut mit Steinen eingefriedigt hat," sagte die Mutter, „und wie schön die Kirschbäume stehen; er ist ein betriebsamer Mann!"

Man näherte sich dem Garten. Er war im alten französischen Geschmacke, mit steifen Alleen, Pyramiden von Buxbaum und weißangestrichenen, steinernen Figuren; Satyrn und Göttinnen guckten durch das grüne Laub. Jetzt erblickte man eine hohe Thurmspitze, und bald hätte sich der ganze alte Hof den Blicken entfaltet. Das Wasser war

aus den breiten Burggräben abgeleitet, wo die Weidenbäume mit gebeugten Kronen und entblößten Wurzeln im warmen Sonnenscheine standen. Eine Menge Arbeitsleute waren eifrig beschäftigt, die Gräben vom Schlamm zu reinigen, der auf Schiebkarren an beiden Seiten aufgefahren wurde.

Man gelangte sogleich in den Haupthof; die Scheunen und Außengebäude lagen an der entgegengesetzten Seite. Ein Gewühl von Hunden stürzte bellend auf den Wagen zu, alle möglichen Racen, von dem großen dänischenn Hunde an, der den Parisern bekannt ist, bis zu dem kleinen Mops des Verwalters hinab, der sich unter diese Gesellschaft gemischt hatte. Hier stand der Windhund mit seinen ellenlangen Beinen neben dem Täckel; man gewahrte alle Abstufungen, und jede hatte ihr eigenthümliches, melodisches Bellen. Ein Paar Pfauen, mit ausgespreizten, bunten Schweifen, erhoben zu gleicher Zeit ein Geschrei, das Eindruck machen mußte. Der ganze Hof hatte einen auffallenden Anstrich von Reinlichkeit; das Gras war zwischen den Steinen ausgejätet, Alles gefegt und in eine bestimmte Ordnung gestellt. Vor der Haupttreppe standen vier große Lindenbäume; die Kronen, von Jugend an zusammengebogen und darauf steif beschnitten, bildeten zwei große, im Frühling uud Sommer grünende Ehrenpforten. Rechts stand auf einem aufgerichteten Balken, der wie eine Säule zugehauen und geformt war, ein hübsch gemalter Taubenschlag, und rund umher flatterten und gurrten die bunten Bewohner. Die Pfauentaube spreizte den Schweif

mit den Pfauen um die Wette, und die Kropftaube erhob sich auf den langen Beinen und brüstete sich, als wolle sie mit der Miene des vornehmen Mannes die Fremden willkommen heißen. Nur das braunrothe Ziegeldach und die blankpolirten Scheiben deuteten auf das Moderne; das Gebäude selbst, von den steinernen Fensterbänken an bis auf den alterthümlichen Thurm, durch welchen man hineintrat, verkündete das Antike. Auf der gewölbten Hausflur standen zwei mächtige Schränke; die Masse von Holz in denselben und das künstliche Schnitzwerk zeugten von ihrem hohen Alter. Ueber der Thür waren ein Paar Zehnender befestigt.

Des Kammerjunkers Schwester, Fräulein Jacoba, ein Mädchen von einigen dreißig Jahren, weder dick noch mager, aber mit einem wunderbaren Gemisch von Jovialität und Verdrießlichkeit, trat ihnen entgegen. Sie schien sich des Besuches sehr zu freuen.

„Nun, Sie sind ja doch herübergekommen?" sagte sie zu Wilhelm. „Ich dachte, Sie hätten mit Ihrem Examen genug zu thun."

Wilhelm lächelte und versicherte ihr, daß man nach dem vielen Studiren der Aufheiterung bedürfe.

„Ja Sie studiren wohl auch was Ehrliches!" sagte das Fräulein, und wendete sich freundlich an Sophie. „Ei Du mein Gott, Fräulein!" rief sie aus, „wie hat die Sonne Ihre Nase verbrannt! das sieht ja abscheulich aus! Tragen Sie keinen Schleier? Sie, die Sie übrigens so gut aussehen!"

Otto war ihr fremd, er entging daher solchen Unannehm-

lichkeiten. Den ganzen Tag sollten sie hier zubringen, meinte Fräulein Jacoba, aber Mama sprach davon, um Mittag wieder zu Hause zu sein.

„Daraus wird nichts!" sagte Jacoba. „Ich habe Sie erwartet, und nun haben wir Essen gekocht und Anstalten gemacht; all' diese Mühe will ich nicht umsonst gehabt haben. Die aparten Gerichte sind um Ihretwillen da, und darum müssen Sie auch davon essen." Dies wurde indessen in einem so gutmüthigen Tone vorgebracht, daß selbst ein Fremder dadurch nicht beleidigt worden wäre. Der Kammerjunker war im Felde, um nach seinem Flachs zu sehen; er wollte bald zurückkommen. Junker Wilhelm könnte unterdessen Herrn Zostrup umherführen; „er hätte ja sonst nichts zu thun," meinte sie.

Niemand durfte indessen in der Wohnstube sein, da war es so düster, die Wände waren auch noch von Alters her mit schwarzem Kalbsleder überzogen, worauf vergoldete Blumen abgedruckt waren; nein, sie sollten nach dem Saale, da war es modernisirt, seitdem die Frau Baronin zuletzt hier gewesen. Der alte Kamin mit den ausgeschnitzten Holzzierrathen war fortgeschafft und ein hübscher Kachelofen hatte die Stelle desselben eingenommen. Die Wände waren mit neuen Pariser Tapeten überzogen: alle Prachtgebäude dieser Stadt konnte man hier beschauen, **Notre Dame, Saint Sulpice** und die Tuilerien. Lange, rothe Gardinen, über vergoldete Stäbe geworfen, hingen um die hohen Fenster. Alle diese Herrlichkeiten wurden bewundert.

„Ich mag doch lieber die antike Wohnstube," sagte

Sophie, „den alten Kamin und die kalbsledernen Tapeten; man lebt sich ordentlich in die Ritterzeit hinein!"

„Ja, Sie sind immer ein wenig närrisch gewesen!" sagte Jacoba, und milderte ihre Worte durch ein Lächeln und einen Händedruck. „Nein, der Saal hier ist lebhafter." „Ach!" fuhr sie plötzlich auf, „da hat Tine ihren Nähkasten auf das Fenster gesetzt; das ist eine Unordnung!"

„O, ist das der berühmte Nähkasten mit den vielen Narrenspossen?" fragte Wilhelm, ihn lachend zu sich nehmend.

„Weder Narren noch Possen sind in dem Kasten," sagte Jacoba. „Aber schauen Sie nur in den Spiegel, vielleicht finden Sie dort eins von Beiden."

„Keine Beleidigungen, mein Fräulein!" sagte Wilhelm, „ich bin academischer Bürger!"

Jetzt trat der Kammerjunker ein, in demselben Reitanzuge, in welchem wir zuerst seine Bekanntschaft gemacht haben. Er hatte sein Heu und seinen Hafer besucht, nach den Leuten gesehen, welche bei den Einfriedigungen arbeiteten, und war in der Plantage gewesen. „Nun, Fräulein Sophie!" sagte er, „sahen Sie, wie ich um den Hof her aufräume? es kostet mir über funfzehnhundert Thaler, und doch sind es die Gutsbauern, welche ausschlämmen. Aber ich bekomme auch einen delicaten Dünger, er ist so fett und lecker, daß es eine Lust ist. — Aber Jacoba, wo bleibt der Kaffee?"

„Laß sie doch erst zur Thür hereinkommen," eiferte Jacoba. „Sie haben doch wohl etwas genossen, bevor sie

von Hause wegfuhren. Laß mich die Damenangelegenheiten besorgen, und nimm Du Dich der Herren an, daß die nicht stehen und sich langweilen!"

Der Kammerjunker führte die Freunde die steinerne Wendeltreppe hinan, in den alten Thurm.

„Alles solid und gut!" sagte er, „so bauen wir jetzt nicht mehr; die Schießlöcher hier dicht unter dem Dache sind schon zu meines seligen Vaters Zeit zugemauert worden. Aber betrachten Sie nur dieses Bauholz!"

Der ganze Boden schien ein Riesenskelett von Balken, einer kreuzte den andern. Auf jeder Seite des Bodens befand sich eine gewölbte Kammer mit einem gemauerten Kamin; wahrscheinlich hatte man diese Kammern als Wachstuben benutzt; von beiden ging, zwischen den Balkenpalissaden und der breiten Mauer, eine Art Wächtergang.

„Hier," sagte der Kammerjunker, „haben Sie nach dem Feinde gut auslugen können. Sehn Sie durch mein Fernrohr, man hat hier das ganze Lund, von Vissenberg bis zur Munkebobank, den Belt und die Höhen von Svendborg vor sich. Sehn Sie nur! es ist klare Luft, wir sehen sowohl Langeland als Seeland. Hier hätte man 1807 die englische Flotte recht betrachten können."

Sie erstiegen die schmale Leiter und kamen an der großen Uhr vorbei, deren Gewichte bei einem Falle die steinerne Treppe hätten sprengen müssen, und bald saßen die Herren auf dem höchsten Punkte. Der Kammerjunker erbat sich das Fernrohr, stellte es und rief aus:

„Dacht' ich's doch! hat man sie nicht immer im Auge,

so haseliren sie. Ja ich seh' es wohl! da treiben nun die Kerle, die bei der Einfriedigung arbeiten, ihr Spiel mit den Mägden und thun nichts. Sie glauben nicht, daß ich hier im Thurme sitze und ihnen zusehe."

„So ein Fernrohr ist doch eine gefährliche Waffe!" rief Wilhelm aus. „Sie können Leute begucken, wenn sie es am wenigsten erwarten. Glücklicherweise liegt unser Gut hinter dem Walde verborgen, wir sind doch sicher!"

„Ja prosit, mein Freund!" entgegnete jener, „die äußeren Seiten der Gärten haben wir. Sah ich nicht vorigen Herbst ganz deutlich, wie Fräulein Sophie Vogelbeeren in ihr Körbchen pflückte? Und was hatte sie da nicht für Künste vor? Sie dachte sicher nicht, daß ich hier säße und ihren niedlichen Sprüngen zusähe."

Sie verließen den Thurm und gingen durch den sogenannten Rittersaal, wo mächtige, an einander gelegte Balken die Decke trugen. An jedem Ende des Saales befand sich ein gewaltiger Kamin, mit daraufgemalten Waffen; jetzt wurde der Saal als Kornboden benutzt; man mußte einen Haufen Korn überschreiten, um in den sogenannten herrschaftlichen Stuhl in der kleinen Schloßkapelle zu gelangen, die nicht mehr zum Gottesdienste benutzt wurde.

„Hier könnte ein hübsches Stübchen sein," sagte der Kammerjunker, „aber wir haben ja genug, und deshalb lassen wir es hier, der Curiosität wegen, beim Alten. Der Mond da ist sein Geld werth!" er deutete auf die gewölbte Decke, wo der Mond als eine runde weiße Scheibe abgebildet war, in welcher der Maler ganz naiv

einen Mann mit einem Bündel Kohl auf dem Rücken angebracht hatte; eine treue Darstellung des Volksglaubens in Betreff der schwarzen Flecke im Monde, daß dies nämlich ein Mann sein solle, den der liebe Gott dahin versetzt, weil er seines Nachbars Kohl gestohlen habe. — „Das große Bild, zur Rechten da," fuhr er fort, „ist Frau Ellen Meerschwein; ich kaufte es in einer Auction. Einer der Bauern bot darauf; ich fragte ihn, was er mit dem großen Möbel anfangen wolle, es könne ja nicht durch seine Thür hinein. Aber wissen Sie, welche Speculation er hatte? sie war so übel nicht! Sehn Sie, von der gemalten Leinwand fließt der Regen so schön ab; er wollte sich ein Paar Beinkleider daraus machen lassen, um sie in regnerischem Wetter hinter dem Pfluge anzuziehen, die würden den Regen schon abhalten; ich meinte aber doch verhüten zu müssen, daß das Bildniß der hochachtbaren Frau Ellen Meerschwein solchergestalt verunglimpft würde. Ich kaufte sie; nun hängt sie da und sieht ordentlich ganz vergnügt aus. Der Bauer bekam einen Ritter, vielleicht einen meiner eignen Vorfahren, der nun zu Beinkleidern zerschnitten wurde. Sehn Sie, das hat man davon, sich malen zu lassen."

„Aber der Schrank im Pfeiler dort?" fragte Otto.

„Da hat man sicher Bibel und Gebetbuch aufbewahrt. Nun habe ich da, was ich Confect nenne, für den Director des nordischen Museums, den Kanzleirath Thomsen; alte Opfermesser, Keile und Ringe, die ich in dem Pferdesumpfe und oben in den Hügeln gefunden habe; keine viertel

Elle unter dem Rasen fanden wir Topf an Topf; um jeden ein kleines Steingehege, einen flachen Stein als Ueberlage, und drunter stand der Topf mit gebrannten Hünenknochen. Die besten Sachen sind schon nach Kopenhagen abgegangen, und kommt der Kanzleirath, so nimmt der, bei meiner armen Seele, den Rest mit. Das mag er denn auch gern, denn ich kann den Kram doch nicht brauchen."

Nach dem Kaffee lustwandelte man in dem alten Garten. Das Ausschlämmen wurde genauer betrachtet, Milchkeller und Schweinekoben besucht, die neue Dreschmaschine in Augenschein genommen. Aber nun sollte auch das russische Dampfbad versucht werden, „es war geheizt!" aber das Ende vom Liede war, daß nur der Kammerjunker selbst es benutzte. Als er zurückkam, war der Mittagstisch gedeckt. „Aber hier fehlt ja Etwas!" rief er aus, verließ das Zimmer und kehrte gleich mit zwei großen Blumenbouquets in Biergläsern zurück, die er auf den Tisch stellte. „Wo Fräulein Sophie speiset, darf der Blumenschmuck nicht fehlen! Wir können freilich nicht Kränze legen, wie Sie!" er setzte sich ans Ende des Tisches und wollte, wie er sich ausdrückte, den Präsidenten Lars vorstellen; sie hatten den Wandsbecker Boten ein halbes Jahr im Hause gehabt, und es mußte ja dem Fräulein Sophie gefallen, wenn man Lectüre verrieth. Dieser Lars und die Blumen galten hier eben so viel, als im Süden eine Serenade unter den Fenstern der Schönen.

Als gegen Abend der Wagen zur Heimfahrt vor der

Thür hielt, stand Otto noch und betrachtete einige in dem Thurmgebäude eingemauerte alte Inschriften.

„Das können Sie ein andermal besehen!“ sagte Jacoba, „nun müssen Sie ein Bischen nützlich sein!“ und sie reichte ihm die Mäntel der Damen.

Unter dem Versprechen eines Gegenbesuches und dem Abschiedsgebell der Hunde rollte der Wagen fort.

„Ich bin wirklich in den alten Hof verliebt!“ sagte Sophie.

„Der Kammerjunker gewinnt sehr bei näherer Bekanntschaft!“ bemerkte Otto.

Sie hatten nun das äußerste Ende des Gartens erreicht. Ein Blumenregen ergoß sich über sie und den Wagen. Der Kammerjunker, Jacoba und die Mamsell hatten einen nähern Weg eingeschlagen und winkten den Abreisenden noch ein Lebewohl zu, indem sie dieselben mit Hyazinthen und Levkoyen überschütteten. Mit geübter Hand warf Jacoba, als Zeichen der Freundschaft, Otto'n eine große Nelke gerade ins Gesicht. „Leben Sie wohl! leben Sie wohl!“ erscholl es von beiden Seiten, und unter dem Geläute der Abendglocke vom nahen Kirchdorfe her, denn es war um Sonnen-Untergang, rollte der Wagen fort.

XI.

„Tanzet und stampfet,
Daß die Schuhsohlen abfallen!“

Dänisches Volkslied.

Den folgenden Tag sollte das vielbesprochene Erndtefest begangen werden. Die Heuerndte war's, welche diese Lustbarkeit veranlaßte.

Drei Nachmittage nach einander sollte im inneren Hofe, unter freiem Himmel, Ball sein. Längs der Mauer bildeten rohe Planken, auf Holzklötze gelegt, eine Reihe Bänke. An den beiden Enden des Hofes lagen zwei Tonnen des neulich gebrauten Biers, welches mehr Malz als gewöhnlich bekommen und außerdem ja noch, durch den Silberschilling und den magischen Tanz der Mägde um den Kübel, besondere Kraft erlangt hatte. Eine große hölzerne Kanne, einige Maß Branntwein fassend, stand auf einem Tische; der Hirte, welcher die Bleiche bewachte, wurde als eine Art Schaffner bei der Schenke angestellt. Eine Brotfrau von Nyborg mit frischem Weißbrote auf ihrem Schubkarren rollte in den Hof und richtete da ihren Verkauf für Jedermann ein; denn nur die Trinkwaaren erhielten die Gäste frei.

Diese traten nun paarweise in den Hof, die Männer theils in Jacken, theils in langen Röcken, die ihnen bis an die Knöchel hinabreichten. Aus der Westentasche ragte ein kleiner Strauß von Federnelken hervor. Die

Mädchen trugen ihre Blumensträuße in den zierlich zusammengelegten Taschentüchern. Zwei Musikanten, ganz junge Burschen, im Spitzkleide mit steifer Halsbinde, und der bekannte Peter Krüppel, „Musikanti," wie er genannt wurde, führten den Zug an. Sie spielten beide ein und dasselbe Stück, aber jeder auf seine Weise. Gut und alt war es.

Nun begann man zu loosen, wer vor der herrschaftlichen und wer vor der Thür des Verwalters tanzen sollte; darauf loosten wieder beide Parteien um die Musikanten. Die Mädchen setzten sich in einer Reihe auf die Bänke, von wo aus sie gewählt wurden. Die Galanterie entsprach dem Ballsaale, dem harten Steinpflaster. Das Gras war ja nicht einmal ausgejätet, aber es mochte schon gehen, wenn sie nur erst einen Tag da getanzt hatten. „Na, wie sitzt' Du da?" mit einer halb verdrießlichen Freundlichkeit gesagt, war die Aufforderung, und diese galt für sieben Tänze. „Nur nicht traurig!" erscholl es, und nun bewegte sich der größte Theil phlegmatisch fort, wie im Schlafe oder gezwungenen Tanze; das Mädchen, die Augen starr auf die eignen Füße gerichtet, ihr Tänzer den Kopf nach der einen Seite gebogen und die Augen in gerader Richtung auf den Kopfputz des Mädchens. Ein Paar der Flinksten zeigten freilich eine Art Lebhaftigkeit, indem sie so gewaltig aufs Steinpflaster stampften, daß der Staub um sie emporwirbelte. Das war eine Freude! eine Freude, die sie seit mehreren Wochen beschäftigt hatte, aber noch hatte sich die Freude nicht recht herausgearbeitet; „es wird

schon kommen!" sagte Wilhelm, der mit den Schwestern und Otto an einem offenen Fenster Platz genommen hatte.

Die Alten hielten sich unterdessen an die Biertonnen und den Branntwein. Letzterer wurde auch den Mädchen präsentirt, und sie mußten wenigstens nippen. Wilhelm entdeckte bald die hübschesten und warf ihnen Rosen zu. Die Mädchen sprangen gleich herbei, um die Blumen zu sammeln, aber die Cavaliere wollten sie auch haben, und diese waren die Stärkeren; sie stießen deshalb kühn die Damen zur Seite, so daß einige derselben sich aufs Steinpflaster niedersetzten und keine Rosen bekamen; das war ein lustiger Spaß! „Bist'n Stackel, Du, sie fiel Dir auf d'Schulter und konntst nicht fangen!" sagte der erste Liebhaber zu seiner Dame und steckte die Rose in die Westentasche.

Alle bekamen Tänzer, alle Mädchen, selbst die Kinder, sie sprangen ja nach ihrem eignen Gesange draußen auf der Brücke umher; nur eine stand verlassen: Sidsel mit den zusammengewachsenen Augenbrauen; sie lächelte, lachte laut, aber Keiner wurde ihr Tänzer. Da reichte Peter Krüppel seine Violine einem der jungen Burschen und bat ihn zu spielen, denn er wollte seine Beine auch ein wenig ausrecken. Die Mädchen zogen sich zurück und plauderten mit einander; aber Peter Krüppel schritt ruhig vorwärts, auf Sidsel zu, schlug die Arme um ihre Seiten, und sie tanzten einen wirbelnden Tanz. Sophie lachte laut darüber, da richtete Sidsel ihren seltsamen Blick boshaft und durchbohrend auf sie. Otto sah es und

das Mädchen war ihm doppelt widerwärtig und abschreckend. Mit zunehmender Dunkelheit wurde die Versammlung lebhafter, die beiden tanzenden Parteien schmolzen in eine zusammen. Als es nun ganz dunkel geworden war, die Biertonnen geleert worden, die Kanne neuerdings versehen und wieder geleert war, zogen sie paarweise und singend fort. Jetzt begann erst die Freude, die mächtige Wirkung des Biers. Nun lustwandelten sie im Holze, begleiteten nach Hause, wie sie es nannten; aber das wurde eine Wanderung bis an den hellen Morgen.

Otto und Wilhelm waren in die Allee hinausgegangen, und man rief ihnen ein dankbares „gute Nacht!" zu, für den lustigen Nachmittag.

„Nun wirkt der Zauber!" sagte Wilhelm, „die magische Kraft des Biers! Nun beginnt das Bacchanal! reichen Sie dem hübschesten Mädchen die Hand, sie giebt Ihnen gleich das Herz!"

„Schade," antwortete Otto, „daß die Mänaden des Nordens mit denen des Südens nur das Thierische gemein haben!"

„Sehn Sie, da geht die hübsche Schmiedstochter, der ich die schönste Rose zuwarf," rief Wilhelm. „Sie hat zwei Liebhaber bekommen, einen unter jedem Arm!"

„Ja, da geht sie!" grinsete eine weibliche Stimme dicht neben ihnen. Es war Sidsel, die auf dem Fußtritte eines Steges saß, im Dunkel, welches die Bäume und der Zaun noch erhöhten, fast verborgen.

„Hat Sie keinen Liebhaber, Sidsel?" fragte Wilhelm.

„Hi, hi, hi!“ grinsete sie, „der Herr Baron und der andere Herr suchen wohl auch nach einem Bräutchen. Bin ich schön genug? Bei Nacht sind alle Katzen grau!“

„Komm!“ flüsterte Otto und zog Wilhelm von ihr fort. „Gleich einem Unglücksvogel sitzt sie dort am Zaun.“

„Welcher Unterschied!“ rief Wilhelm aus, indem er folgte, „ja welcher erstaunenswerthe Unterschied zwischen diesem Unthier, ja selbst zwischen den andern Mädchen und der schönen Eva! Sie ist sicher in gleicher Armuth, in gleicher Umgebung geboren, und doch sind sie wie Tag und Nacht; welche Seele ist nicht der schönen Eva gegeben, welch angeborner Adel! Es muß doch mehr sein, als ein bloßes Naturspiel!“

„Lassen Sie nur nicht die Natur ihr Spiel mit Ihnen bekommen!“ sagte Otto lächelnd und erhob die Hand. „Sie sprechen oft von Eva.“

„Hier war es natürliche Ideenverbindung,“ antwortete Wilhelm. „Der Contrast erweckte die Erinnerung.“

Otto ging auf sein Zimmer; er öffnete das Fenster, es war eine mondhelle Nacht. Vom nahen Walde her erschollen Gelächter und Gesang zu ihm herüber. Es waren die jungen Bursche und Mädchen, die sich auf ihrer Wanderung der Lustigkeit überließen. Otto stand still und gedankenvoll im offenen Fenster. Vielleicht war es der Mond, der seinem Antlitze die Blässe verlieh. Woran dachte er? An die Abreise vielleicht? Nur einen Tag noch wollte er hier bleiben, wo er sich so heimisch fühlte; aber

die Reise ging ja nach seiner eigentlichen Heimath, zu seinem Großvater, zu Rosalien und dem alten Prediger, die Alle so viel auf ihn hielten. Otto stand lauschend und schweigend. Der Wind trug den Gesang deutlicher vom Walde herüber.

„Das ist ihre Freude, ihr Glück!“ sagte er. „Es hätte auch meine Freude, mein Glück werden sollen!“ lag in dem Seufzer, den er ausathmete. Seine Lippen bewegten sich nicht, nur seine Gedanken redeten ihre stumme Sprache. „Ich hätte mit diesen auf einer Stufe stehen, meine Seele hätte an den Staub gefesselt sein sollen, und doch wäre sie dieselbe geblieben, die ich jetzt besitze, mit der ich alle Welten umfassen möchte! Dieselbe, begabt mit diesem Gefühle des Stolzes, das mich vorwärts treibt zu thätigem Handeln! Mein Schicksal schwankte, ob ich dieser Einer werden oder zu dem Kreise emporsteigen sollte, den die Welt den höheren nennt. Das Nebelbild sank nicht in den Schlamm hinab, sondern stieg empor in die hohe, erfrischende Luft. Und bin ich dadurch glücklich geworden?“ Sein Auge blickte starr in die helle Scheibe des Mondes. Zwei große Thränen rollten über seine blassen Wangen hinab. „Unendliche Allmacht! ich erkenne Dein Dasein, Du lenkst Alles, auf Dich will ich bauen!“

Ein trübes Lächeln umschwebte seine Lippen, er trat ins Zimmer zurück, faltete seine Hände, betete und fühlte, wie sich Ruhe in seine Seele hinabsenkte.

XII.

Die Reisenden eilen von Ort zu Ort
Gleich dem Blatt' in des Gießbachs Schaum;
Was einmal entschwunden, bleibt ewig fort,
Bald ist es ein alter Traum.

B. S. Ingemann.

Den folgenden Tag, den letzten vor Otto's Abreise, lustwandelte er mit Wilhelm im Garten, da trat ihnen Sophie mit einem Kranze, aus Eichenblättern geflochten, entgegen. „Sophie steht morgen kaum so früh auf," sagte Louise, „sie muß Ihnen deshalb heute ihren Kranz überreichen; ich, wissen Sie wohl, fehle beim Kaffeetische nicht, da werde ich Ihnen mein Bouquet bringen."

„Beide werde ich aufbewahren, bis wir uns wiedersehen," entgegnete Otto, „es sind Vignetten zu meinem schönen Sommertraume. Wenn ich nun wieder in Kopenhagen sitze, wenn der Regen plätschert und der Winter mit Kälte und trüber Luft herannaht, dann wird Fühnen vor mir stehen mit grünen Wäldern, Blumen und Sonnenschein; es wird mich bedünken, als sei es dort noch so, als seien Kranz und Strauß nur verwelkt, weil sie sich bei mir in der Winterkälte befanden."

„In Kopenhagen werden wir uns sehen!" sagte Sophie.

„Und ich werde Sie mit den Schwalben wiedersehen," sagte Louise, „wenn meine Blumen knospen, wenn

wir wieder warmen Sonnenschein bekommen! Was mich betrifft, gehören Sie dem Sommer an, nicht dem kalten, ruhigen Winter!"

Früh des folgenden Morgens war Sophie doch am Kaffeetische. Das war Otto zu Ehren. Mama zeigte sich, als der Wagen vor der Thür hielt. Wilhelm wollte ihn bis Odense begleiten. Es wurde also ein doppelter Abschied, hier und dort.

„Immer bleiben wir Freunde! treue Freunde!" sagte Wilhelm, als sie sich trennten.

„Treue Freunde!" wiederholte Otto und rollte fort, nach Middelfart zu; so weit sollte der Mama eigner Wagen den herrlichen Otto bringen. Wilhelm blieb in Odense zurück, sein Kutscher fuhr Otto und es wurde unterwegs geplaudert. Sie kamen bei Vissenberg vorbei; die hohen, waldbewachsenen Hügel daselbst haben den Namen der fühnischen Alpen erhalten. Die Sage erzählt hier von Räubern, die tiefe Gänge unter der Landstraße hatten, wo Glocken hingen, welche klingelten, wenn Jemand vorüberfuhr. Noch jetzt werden die Bewohner hier mit mißtrauischen Blicken betrachtet. Vissenberg scheint eine Art Itri*) zwischen Kopenhagen und Hamburg. Bei der Kirche daselbst lag vormals ein Stein, wo Knud der Heilige ausgeruhet haben soll, als er vor den aufrührerischen Jütländern floh. Im Steine bemerkte man später noch die Spur,

---

*) Itri, Fra Diavolo's Geburtsort, liegt im Neapolitanischen, an der Landstraße zwischen Rom und Neapel. Die Bewohner stehen, nicht ohne Grund, im Verdacht, das Räuberhandwerk zu treiben.

wo er gesessen hatte; der harte Stein war weicher, als die Herzen der Aufrührer.

Diese und ähnliche Sagen wußte der Kutscher zu erzählen; er war ja aus dieser Gegend gebürtig, aber nicht aus Vissenberg selbst, wo sie die falschen Banknoten machten. Jede Sage gewinnt an Interesse, wenn man sie an dem Orte hört, an welchen sie sich knüpft. Fühnen ist besonders reich an solchen Erzählungen.

Jenes Hünengrab erhebt sich zur Weihnachtszeit auf vier rothen Pfählen, und man sieht dann den Tanz und die Lustbarkeit der Kobolde drinnen. Durch jenen Bauerhof fährt jede Nacht eine glühende Kutsche, mit kohlschwarzen Rossen bespannt. Wo wir jetzt einen Teich sehen, mit Schilf und Wurzeln bewachsen, stand einst eine Kirche, aber sie sank, als die Gottlosen sie entweihten; noch hören wir um Mitternacht ihre Seufzer und Bußlieder.

Freilich vermengte der Erzähler einzelne Sagen, die anderen Orten des Landes angehörten, freilich machte er kleine Sprünge und mischte seine eignen Gedanken hinein, aber Otto hörte ihm dennoch mit großem Interesse zu. Auf die Herrschaft des Gutes kam auch die Rede.

„Ja, sie sind wohl gelitten!“ sagte der Kutscher; „der Herr können mir glauben, wir wissen sie auch zu schätzen.“

„Und welche ist nun von den jungen Damen die Beste?“ fragte Otto.

„Mit Fräulein Louise wird jedem Manne am besten gedient sein!“ entgegnete Jener.

„Fräulein Sophie ist aber hübscher!“ sagte Otto.

„Ja, sie ist auch sehr gut, sie gehört so zu den Gelehrten! Sie kann Deutsch, das kann sie! Sie kann ordentlich Komödie machen! Ich bekam einmal mit den andern Leuten Erlaubniß oben in der Stube zu sein; wir standen hinter der Herrschaft; sie machte ihre Sachen auch gar nicht so schlecht.“

Wie sehr auch die alten Sagen Otto interessirten, schien es doch, als hörte er lieber das einfache Raisonnement des Kutschers über die Familie, die ihm so lieb geworden war. Rede und Gedanken bewegten sich um die Gegenstände dort. Wilhelm war und blieb ihm doch der Liebste; er erinnerte sich, mit welcher Milde dieser ihm die Hand zur Versöhnung gereicht, als er selbst ihn von sich gestoßen hatte. Schon jetzt erschienen ihm die auf dem Gute verlebten frohen Sommertage, der ganze Besuch, als ein schöner, kurzer Traum.

Otto fühlte einen innern Drang, seine Verbindlichkeit auszusprechen; selbst der Stolz, ein Grundzug seines Charakters, gebot ihm dies. Wilhelms Zuneigung, seinen Wunsch wegen einer fortdauernden Freundschaft, glaubte Otto belohnen zu müssen; und dies war sicher der Grund, weshalb er den wenigen Zeilen, die er vor der Ueberfahrt über den kleinen Belt dem Kutscher mit zurückgab, noch die Worte hinzufügte: „Wilhelm, wir sagen künftig Du zu einander, das ist vertraulicher!“ — „Er ist der Erste, dem ich mein Du gegeben habe!“ sagte Otto, als der Brief abgeschickt war. „Es wird ihn freuen; ich bin ihm nun doch auch einmal entgegengekommen, aber er verdient es auch!“

Wenige Augenblicke darauf verdroß es ihn wieder. „Ich bin doch ein Narr, gleich den Uebrigen!“ sagte er, und wünschte das Papier vernichten zu können. Er wurde an Bord gerufen. Der kleine Belt ist nur ein Fluß zwischen den Ländern; bald befand er sich auf jütländischem Boden, die Peitsche knallte, die Räder rollten, dem Glücksrade gleich, auf und nieder, doch immer vorwärts.

Spät Abends gelangte er zu einer Herberge. Von dem einsamen Zimmer aus flogen seine Gedanken in entgegengesetzter Richtung, bald nach dem einsamen Gute des Großvaters, zwischen den Sanddünen, bald nach dem lebhaften Herrensitze auf Fühnen, wo die neuen Freunde wohnten. Er hatte seinen Koffer geöffnet und herausgenommen, was ganz oben auf lag, den Kranz von Eichenblättern und den schönen Blumenstrauß von diesem Morgen.

Die Meisten behaupten, daß man des Nachts von dem träume, woran man viel denke. Otto muß demnach viel an die Nordsee gedacht haben, denn von dieser träumte er die ganze Nacht, nicht von den jungen Damen.

XIII.

„Nur Grabeslieder singt die Haidelerche.“

S. S. Blicher.

Die jütländische Halbinsel besitzt nicht nur dieselben Naturschönheiten, welche Seeland und Fühnen darbieten: herrliche Buchen und duftende Kleefelder in der Nähe des

salzigen Meeres; sie besitzt zugleich eine wilde, öde Natur in den haidebewachsenen Flächen, den weit sich erstreckenden Mooren. Ost und West sind verschieden, wie das grüne, saftige Blatt und das weißgraue Seetang am Meeresufer. Von den Marselisborg-Wäldern bis zu den Wäldern südlich vom Coldinger Fjord ist das Land reich und blühend: es ist die dänische Natur in ihrer Größe. Hier erhebt sich der „Himmelberg" mit seiner Wildniß von Gesträuch und Haide, von hier erblickt man die reiche Landschaft mit Wäldern und Landseeen, bis an das brausende Kattegat hinab.

Die Westküste dagegen steht ohne Bäume, ohne Büsche, nur mit weißen Sanddünen am stürmenden Ocean, der die todte, traurige Küste mit Sandflucht und scharfen Winden peitscht. Zwischen diesen Contrasten, welche Ost- und Westküste, Hesperien und Sibirien, darbieten, liegt die große Haide, die sich vom Lüneburger Sande bis nach Skagens Riff erstreckt. Kein Gehege zeigt hier die Grenze der Besitzungen an. In den sich kreuzenden Wagenspuren muß man die Nebenwege suchen. Verkrüppelte Eichen, mit weißlich grünem Moos bis an die äußersten Zweige, winden sich längs der Erde hin, als fürchteten sie Sturm und Meeresnebel. Wie ein nomadisches Volk, aber ohne Heerden ziehen hier die sogenannten Taterbanden umher, mit ihrer eignen Sprache, ihren eignen Bräuchen. Plötzlich zeigt sich mitten in der Haidewüste eine Colonie, ein anderes, fremdes Volk, deutsche Auswanderer, die durch Betriebsamkeit die magere Gegend zur Fruchtbarkeit zwingen.

Von Veile wollte Otto den Weg über Viborg nehmen,

als den geraden und kürzesten nach dem Gute des Großvaters, welches zwischen Nisumfjord und Lemvig lag.

Die ersten Haidebüschel sprachen ihn als liebe Freunde der Kindheit an. Die schönen Buchenwälder lagen hinter ihm, die Haidestrecke begann, aber die Haide war ihm lieb; diese Natur war es, welche die Grundlage mancher theueren Erinnerungen ausmachte.

Das Land hob sich immer mehr, braune unübersehbare Hügel breiteten sich aus, Häuser und Höfe wurden seltener, die Kirschgärten verwandelten sich in Kohlpflanzungen. Nur einzelne Flecke waren von Haidekraut frei, und hier stand Gras, aber niedrig, gleich Moosarten oder Meerlinsen auf den Teichen; hier versammelten sich die Vögel zu Hunderten, und flatterten zwitschernd empor, als der Wagen vorüberfuhr.

„Ihr wisset den grünen Fleck auf der Haide zu finden und durch denselben glücklich zu werden!" seufzte Otto. „Könnte ich doch Eurem Beispiele folgen!"

Weiter hin erhoben sich kahle Hügel, ohne Haide, ohne Ackerland, die Ahlhaide schien braun und gelb an den jähen Abhängen. Ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen hüteten Schafe am Wege; der Knabe blies die Rohrflöte, das Mädchen stimmte einen Psalm an, das war das beste Lied, welches sie dem Reisenden darzubringen wußte, um ein kleines Geschenk zu erlangen.

Der Tag war warm und schön, der Abend brachte den kalten Nebel vom Meere her, der jedoch im Innern des Landes an Stärke verliert.

„Das ist ein Willkommkuß aus der Heimath!“ sagte Otto. „Der Todeskuß des Meerweibes! auf Fühnen heißt es, des Erlenmädchens.“

In den letzten Jahren hat man mehrere Kinder aus dem Waisenhause nach der Ahlhaide hinübergeschickt, um, statt Kopenhagener Schurken, ehrliche jütländische Bauern werden zu können. Einen solchen Burschen bekam Otto zum Kutscher. Der Bursche war sehr zufrieden, und doch wurde Otto durch seine Erzählung verstimmt. Lebenserinnerungen bewegten sich in seiner Brust. „Danke Du Gott!“ sagte er und gab dem Burschen ein ansehnliches Geschenk; „auf der Haide hast Du Haus und Heimath; in Kopenhagen wäre vielleicht ein Brückenbogen dein Obdach in der Nacht, Hunger und Kälte die Gaben geworden, die Dir der Tag gebracht hätte!“

Je weiter Otto gen Westen kam, desto ernster wurde seine Stimmung; es war, als gingen die öde Natur und der kalte Meeresnebel in seine Seele über. Die Bilder von dem muntern Herrensitze auf Fühnen wurden von den Erinnerungen an die Heimath beim Großvater verdrängt. Er fühlte sich mehr und mehr verstimmt. Erst als ihn nur noch eine Meile von der Heimath trennte, besiegte die Idee, daß er die Lieben überraschen würde, seine Schwermuth.

Er erblickte das rothe Dach des Gutes, sah die Weidenpflanzungen und hörte das Bellen des Kettenhundes. Auf dem Haidehügel vor dem Thore stand eine Gruppe von Kindern. Otto konnte das langsame Fahren in der tiefen

Wagenspur nicht länger aushalten. Er sprang aus dem Wagen und lief mehr als er ging. Die Kinder auf dem Hügel wurden seiner ansichtig und blickten alle nach der Seite hin, von wo er kam.

Das lange Fahren und dieses Versinken in finstere Grillen hatte seinen kräftigen Körper erschlafft, aber jetzt kehrte augenblicklich alle Spannkraft zurück; seine Wangen glühten und sein Herz schlug in lauten Schlägen.

Vom Hofe her ertönte ein geistliches Lied. Er trat durch's Thor. Ein Haufe Bauern stand mit entblößten Häuptern; vor der Thür hielt ein Wagen, einige Bauern hoben eben einen Sarg auf denselben. In der Thür des Hauses stand der alte Prediger und sprach mit einem schwarzgekleideten Manne.

„Herr Jesus! wer ist gestorben?“ waren Otto's erste Worte, und sein Antlitz erbleichte.

„Otto!“ riefen Alle.

„Otto!“ rief auch der alte Prediger staunend, ergriff dann seine Hand und sagte ernst: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!“

„Laßt mich das Antlitz des Todten sehen!“ sagte Otto. Keine Thräne kam ihm ins Auge, dazu waren Ueberraschung und Schmerz zu groß.

„Soll ich die Schrauben ausnehmen?“ fragte der Mann, welcher eben den Sargdeckel zugeschraubt hatte.

„Laßt ihn in Frieden schlafen!“ sagte der Prediger.

Otto starrte den Sarg an, in welchem sein Großvater ruhte. Der Wagen fuhr mit demselben fort. Otto

folgte mit dem Prediger nach, hörte diesen Erde aufwerfen, hörte Worte, die er nicht faßte, sah die letzte Ecke des Sarges, und dieser wurde seinen Blicken entzogen. Alles war ihm wie ein Traum.

Sie kehrten nach der Predigerwohnung zurück; eine blasse Gestalt trat ihnen entgegen, es war Rosalie, die alte Rosalie.

„Wir haben hier keine bleibende Stätte, wir eilen Alle dem Jenseits entgegen!“ sagte der alte Prediger. „Stärkt Euch nun durch Speise und Trank! Der Körper kann nicht leiden, wie die Seele. Wir haben ihn nach seiner Schlafkammer begleitet, sein Bett war wohl bereitet! Ich habe das Abendgebet gebetet, er schläft in Gott, und wird erwachen, um seine Herrlichkeit zu schauen. Amen!“

„Otto! Du lieber Otto!“ sagte Rosalie. „Der bitterste Tag bringt mir diese Freude! Wie habe ich an Dich gedacht! Unter Fremden solltest Du die Nachricht von seinem Tode vernehmen! Keiner, der Deinen Kummer hätte fühlen können! Kein Auge solltest Du Deinen Verlust beweinen sehen! Nun bist Du hier, jetzt, da ich Dich so weit entfernt glaubte; ein Wunder ist es! Erst heute konntest Du den Brief erhalten, der Dir die Nachricht von dem Tode Deines Großvaters brachte.“

„Ich wollte Euch überraschen,“ sagte Otto. „Mir selbst stand eine traurige Ueberraschung bevor!“

„Setze Dich, mein Kind!“ sagte der Prediger und zog ihn zu dem gedeckten Tisch hin. „Wenn der Baum fällt, der uns Schatten und Frucht gab, von dem wir in unserm

eignen kleinen Garten Sprößlinge ausgepflanzt und Samen gestreut haben, so können wir dem wohl wehmüthig zusehen, den Verlust fühlen; wir dürfen aber nicht den eignen Garten vergessen, dürfen nicht vergessen, zu pflegen, was wir von dem gefallenen Baume gewonnen haben, dürfen nicht aufhören, für die Lebenden zu leben! Ich vermisse, wie Ihr, den stolzen Baum, der meine Seele und mein Herz erfreute, aber ich weiß, daß er in einen bessern Garten verpflanzt worden ist, wo Christus der Gärtner ist."

Die Einladung des Predigers, während des Besuches in der Heimath bei ihm zu bleiben, lehnte Otto ab. Schon diese Nacht wollte er seine eigne kleine Kammer im Trauerhause einnehmen; auch Rosalie wollte zurück.

„Wir haben viel mit einander zu sprechen," sagte der alte Prediger, und legte seine Hand auf Otto's Schulter. „Künftigen Sommer drückt Ihr schwerlich noch meine Hand, sie wird dann auch wohl vom Rasen gedrückt."

„Ich komme morgen zu Ihnen," sagte Otto, und fuhr mit der alten Rosalie nach Hause.

Das Gesinde küßte dem jungen Herrn Hand und Rock, er wollte es verhindern, das alte Mädchen weinte. Otto trat ins Zimmer; hier hatte die Leiche gestanden, deshalb waren mehrere Möbeln fortgenommen und die Leere war ergreifender. Die langen, weißen Trauergardinen flatterten im Winde vor den offenen Fenstern. Rosalie führte ihn an der Hand in das kleine Schlafcabinet, wo der Großvater gestorben war; hier stand Alles noch, wie früher, der große Bücherschrank mit den Glasthüren, hinter welchen der

geistige Schatz aufbewahrt wurde; Wieland und Fielding, Millot's Weltgeschichte und van der Hagen's Narrenbuch nahmen den ersten Rang ein, diese Bücher hatte der alte Herr am meisten gelesen. Da befand sich aber auch Otto's erste Geistesnahrung, die Insel Felsenburg, der englische Zuschauer und Ewald's Schriften. An der Wand hingen Pfeifen, Pistolen und ein großer alter Säbel, den der Großvater einst getragen hatte. Auf dem Tische unter dem Spiegel stand ein Stundenglas, es war abgelaufen. Rosalie deutete auf das Bett. „Da starb er," sagte sie, „zwischen sechs und sieben Uhr Abends. Er war nur drei Tage krank; die beiden letzten verlebte er in Fieberphantasien; er erhob sich im Bette und schüttelte die Pfosten; ich wußte zwei starke Männer bei ihm wachen lassen. „„Zu Pferde! zu Pferde!"" sagte er, „„die Kanonen vor!"" sein Hirn träumte von Krieg und Schlachten. Auch von Ihrem seligen Vater sprach er; hart und bitter! jedes Wort war ein Messerstich; er war hart gegen ihn, wie immer!"

„Und die Leute verstanden seine Rede?" fragte Otto mit gerunzelter Stirn.

„Nein, für den Uneingeweihten waren es dunkle Worte, und hätten sie Sinn gehabt, jene hätten doch geglaubt, daß die Krankheit aus ihm redete. „„Da steht die Mutter mit den beiden Kindern! das eine soll in die Flanken einhauen, mir Ehre und Freude bringen. Mutter und Tochter kenne ich nicht!"" Das war Alles, was ich ihn von Ihnen, Ihrer Mutter und Schwester sagen hörte. Am Mittage

des dritten Tages hatte das Fieber ausgewüthet; der kräftige, finstre Mann war schwach geworden und sanft wie ein Kind; ich saß an seinem Bette. „„Hätte ich doch Otto hier,““ sagte er; „„ich bin sehr krank gewesen, Rosalie, aber jetzt ist mir viel besser, ich will schlafen, das stärkt!““ Lächelnd schloß er die Augen und lag ganz still; ich betete und entfernte mich leise, um ihn nicht zu wecken, er lag noch unverändert da, als ich zurückkam. Ich saß eine Weile neben seinem Bette, seine Hände lagen über der Decke, ich berührte sie, sie waren eiskalt; da erschrak ich, berührte seine Stirn; sein Antlitz — er war todt! gestorben war er ohne Todeskampf!“

Lange unterhielten sie sich noch über den Verstorbenen; erst gegen Mitternacht stieg Otto die schmale Treppe nach dem kleinen Dachstübchen hinan, wo er als Kind und Knabe geschlafen hatte. Alles stand hier noch, wie vor einem Jahre, nur in zierlicherer Ordnung. An der Wand hing die schwarzgemalte Scheibe, wo er einst nahe ans Centrum getroffen hatte. Die Schlittschuhe lagen auf der Commode, neben der kopfnickenden Gipsfigur. Die lange Reise und die erschütternde Ueberraschung bei seiner Heimkehr hatten ihn heftig ergriffen; er öffnete das Fenster; ein großer, weißer Sandhügel erhob sich, gleich einer Mauer, dicht vor demselben und benahm ihm alle Aussicht. Wie oft hatten ihm nicht als Kind die durch den Regen im Sande entstehenden Furchen und losgerissenen Stücke Bilder, Städte, Thürme und ganze wandernde Armeen vorgebildet; jetzt war es nur eine weiße Mauer, die an ein Leichentuch

mahnte. Ein kleiner Strich des blauen Himmels war zwischen dem Hause und dem jähen Abhange des Hügels sichtbar. Noch nie hatte Otto gefühlt, noch nie darüber nachgedacht, was es heiße, in der Welt allein zu stehen, mit Keinem durch die Bande des Blutes liebend verbunden zu sein.

„Einsam, wie in dieser stillen Nacht, stehe ich in der Welt! einsam in dem großen Menschengewühl; nur ein Wesen kann ich mein nennen, nur ein Wesen als Bruder an mein Herz drücken, und mich schaudert vor dem Gedanken eines Zusammentreffens mit diesem Wesen, ich segne den Gedanken: wäre sie todt! — Vater! Du stürztest ein Wesen, und machtest drei unglücklich. Ich habe Dich nie geliebt; es keimte Bitterkeit in meiner Brust, als ich Dich kennen lernte! Mutter! Deine Züge sind in meinem Gedächtniß ausgestorben, aber Dich schätze ich! Du warst ganz Liebe, der Liebe opfertest Du Dein Leben, mehr als das Leben! bete für mich bei Deinem Gott! betet für mich, Ihr Todten! wenn es eine Unsterblichkeit giebt, wenn das Fleisch nicht blos im Grase und Gewürm wiedergeboren wird, die Seele sich in den Strömen der Luft verliert. Wir sollen hierüber in Unwissenheit schweben, ewig sollen wir schlafen. Ewig!" — Otto stemmte die Stirn gegen den Fensterpfosten, seine Arme sanken matt herab. „Mutter! arme Mutter! Du gewannst durch den Tod, selbst wenn er nur ein ewiger Schlaf ohne Träume sein sollte! — Kurz nur haben wir zu leben, und doch theilen wir die Lebenstage mit dem Schlafe! Mein Körper sehnt sich nach diesem kur-

zen Tode! — Ich will schlafen, schlafen, wie alle die Meinigen! sie erwachen nicht.“ Er warf sich aufs Bett. Der kalte Luftzug vom Meere fächelte durchs offne Fenster. Der ermattete Körper siegte, er versank in einen todähnlichen Schlaf, während die zweifelnde Seele, immer schaffend, lebhafte Träume gebar.

XIV.

Ein thöricht Wesen dünkt mich der Mensch,
Treibt dahin auf den Wogen der Zeit,
Endlos geschleudert auf und nieder,
Und wie er ein Fleckchen Grün erspäht,
Gebildet von Schlamm und stockendem Moor
Und der Verwesung grünlichem Moder,
Ruft er: Land! und rudert drauf hin,
Und besteigt's — und sinkt und sinkt —
Und wird nicht mehr gesehn.

Der goldne Vließ von Grillparzer.

Die alte Rosalie schenkte Kaffee ein, als er am folgenden Morgen zu ihr hinunterkam. Stille und Ergebenheit in Gott lag auf ihrem sanften Antlitz. Otto war blaß, blässer als gewöhnlich, aber schöner als ihn Rosalie früher gesehen hatte; ein Jahr hatte ihn älter und männlicher gemacht, der feine Flaum kräuselte sich auf der Wange zum Barte, männlicher Ernst lag in dem Auge, in welchem sie beim Abschiede nur den angebornen melancholischen Blick bemerkt hatte. Mit einer Art Wohlgefallen be-

trachtete sie die schönen, traurigen Züge, und mit inniger Liebe reichte sie ihm die Hand.

„Hier steht Dein Stuhl, Otto, und hier Deine Tasse. Ich will Dein Willkommen trinken. Es scheint mir lange, seit ich Dich sah, und doch ist es, nun ich Dich wieder habe, nur kurz. Wäre doch nur der Platz dort nicht leer!“ sie zeigte auf die Stelle am Tische, die der Großvater sonst einzunehmen pflegte.

„Hätte ich ihn doch nur noch gesehen!“ sagte Otto.

„Sein Antlitz war im Tode so sanft,“ sagte Rosalie. „Die Strenge und der Ernst, die sich über seinen Augen gelagert hatten, waren ausgeglättet. Ich war selbst dabei, als er gekleidet wurde. Man zog ihm seine Uniform an, die er immer bei festlichen Gelegenheiten trug, und gab ihm den Säbel an die Seite und den großen Hut auf den Kopf. Ich wußte, es war dies sein Wunsch!“ — still machte sie vor sich das Zeichen des Kreuzes.

„Alle Papiere des Großvaters sind versiegelt?“ fragte Otto.

„Die wichtigsten, die für Dich das größte Interesse haben werden,“ sagte Rosalie, „befinden sich in den Händen des Predigers. Voriges Jahr, am Tage nach Deiner Abreise, gab er sie dem Prediger; auch Deines Vaters letzter Brief, weiß ich, befindet sich darunter.“

„Mein Vater!“ sagte Otto und blickte zur Erde. „Ja,“ fuhr er fort, „es ist Wahrheit in den Worten der Schrift, die Missethaten der Väter werden an den Kindern heimgesucht, bis ins dritte und vierte Glied!“

„Otto!" sagte Rosalie mit zugleich bittendem und vorwurfsvollem Blick. „Der Großvater war ein harter Mann. Du hast ihn gekannt, seine finstern Augenblicke gesehen, und doch hatten ihn damals Alter und Sorgen weich gemacht; seine Liebe zu Dir besänftigte jedes Aufbrausen. Hätte er Deinen Vater geliebt, wie er Dich liebte, es hätte vielleicht besser geendet; aber wir dürfen nicht richten!"

„Und was habe ich gethan?" sagte Otto. „Du, Rosalie, kennst die Geschichte meines Lebens. Ist es nicht, als ruhte auf mir ein Fluch? Ich war ein wilder Knabe, oft entlockte ich Dir Thränen; doch stelltest Du Dich zwischen die Strafe und mich. Es war mein böses Blut, das Blut meines Geschlechtes, in dem der Fluch lag, der mich trieb!"

„Aber Du wurdest gut und liebevoll, wie Du es jetzt bist!" sagte Rosalie.

„Erst als ich mich selbst und mein Schicksal kennen lernte. In der Wildheit des Kindes, mit mir selbst und der Welt unbekannt, ließ ich selbst das Zeichen des Elends, das jetzt meine Seele niederdrückt, in mein Fleisch eingraben. Ja, Rosalie! ich entsinne mich dessen gar wohl, habe jene meine ersten Erinnerungen, bevor mich der Großvater zu sich nahm und ich als Knabe hier ins Haus kam, immer klar bewahrt. Ich entsinne mich des großen Gebäudes, aus dem ich abgeholt wurde, der vielen Menschen, die dort arbeiteten, sangen und lachten und mir wunderliche Geschichten erzählten, wie schlecht man in der schönen Welt

behandelt werde. Es sei dies meiner Eltern Haus, glaubte ich, als ich über Eltern und das Verhältniß der Kinder zu diesen nachzudenken begann. Es sei eine große Fabrik, die sie besäßen, dachte ich; ich erinnerte mich ja der vielen Arbeitsleute. Alle tummelten sich mit mir herum. Ich war wild und ausgelassen, ein sechsjähriger Knabe nur, aber mit einer Ausdauer, einem Willen, als hätte ich bereits zehn Jahre zurückgelegt. Rosalie! Du sahst viele Beweise dieses Bösen in meinem Blute; es grenzte an Trotz. Ich erinnerte mich gar wohl des starken, lustigen Heinrich, der immer am Weberstuhle sang; er zeigte mir und den Andern seine tätowirte Brust, auf der die ganze Leidensgeschichte eingegraben war; auf dem Arme hatte er seinen und seiner Braut Namen. Das machte mir Vergnügen, ich wollte meinen Namen auch auf meinem Arme haben. „Es schmerzt, sagte er, „dann heulst Du, Junge!“ Das war mir Sporn genug, um zu wollen. Ich ließ ihn ein O und ein Z auf meine Schulter einätzen, und weinte nicht, nicht einmal, als das Pulver es einbrannte; aber ich wurde auch gelobt, und war stolz, den Namen zu tragen, stolz darauf, bis ich vor drei Jahren mit Heinrich hier zusammentraf. Ich erkannte ihn, er aber mich nicht; da zeigte ich ihm meine Schulter und bat ihn den Namen, dieses O und Z zu lesen; er aber sagte nicht Otto Zostrup, er nannte einen Namen, der das Glück meiner Kindheit tödtete, mich für immer unglücklich machte!“

„Es war ein erschrecklicher Tag!“ sagte Rosalie. „Du fordertest von mir eine Erklärung, der Großvater gab

sie Dir, und du warst nicht mehr der Otto, der du früher gewesen warst.' Doch weshalb davon sprechen? Du bist gut und klug, edel und unschuldig! Sammle nicht Kummer in Deinem Herzen aus einer geschwundenen Zeit, aus einer Zeit, die Du vergessen mußt."

„Aber Heinrich lebt noch!" sagte Otto; „ich bin ihm begegnet, habe mit ihm gesprochen; es war, als ob mich alle Besinnung verließe."

„Wann und wo?" fragte Rosalie.

Da erzählte Otto von seiner Wanderung mit Wilhelm im Thiergarten, und von dem Taschenspieler, in welchem er Heinrich wiedererkannte. „Ich riß mich von meinen Freunden los und wanderte die ganze Nacht allein im Walde umher. O Rosalie, ich dachte an den Tod, dachte so an den Tod, wie ein Christ es nicht darf. Es folgte ein schöner Morgen, ich wandelte am Meere, das ich liebe, in das ich mich so oft gestürzt habe. — Seit dem Namenszuge auf meiner Schulter jene Erklärung untergeschoben ward, die mich an meine unglückliche Geburt erinnerte, hatte ich sie nie vor Jemanden entblößt. O, ich habe sie mit einem Mauersteine blutig gescheuert! Die Buchstaben sind fort, und doch glaube ich sie in der tiefen Narbe zu lesen, in derselben ein Kainszeichen zu sehen. An jenem Morgen wandelte mich die Lust an, zu baden. Die frischen Wellen gossen wieder Leben in meine Seele. Da kamen eben Wilhelm und mehrere Bekannte herzu; sie riefen mich, nahmen meine Kleider; mein Blut gerieth in Wallung; mein ganzes Unglück, das sich diese Nacht in meiner Seele

geregt hatte, erfüllte mich wieder; es war, als wollten die beiden verwischten Buchstaben auf meiner Schulter sich in der Narbe kund thun und das Geheimniß meines Schmerzes verrathen. Lebensüberdruß erfüllte mich. Ich weiß nicht mehr, was ich ihnen zurief, aber es war mir, als müßte ich in den Strom hinausschwimmen und nie wiederkehren. Ich schwamm, bis es vor meinen Augen Nacht wurde. Ich sank, Wilhelm rettete mich! nie haben wir seitdem von dieser Stunde gesprochen. O, Rosalie! lange habe ich mein Herz nicht ausschütten können, wie vor dir in diesem Augenblick. Was hilft's doch, einen Freund zu haben, wenn man ihm nicht seine geheimsten Gedanken darlegen kann! Niemanden habe ich sie aufdecken können, als Dir, die Du sie schon kanntest. Ich leide, wie ein Verbrecher, und bin doch unschuldig, wie der Mißgestaltete, der Verwachsene an seiner Häßlichkeit unschuldig ist."

„Ich besitze nicht Deine Kenntnisse, Otto!" sagte Rosalie und drückte seine Hand, „habe mich nie eines so hellen Kopfes erfreuen können, wie Du; aber ich habe, was Du noch nicht besitzen kannst: Erfahrung. Im Kummer, wie in der Freude verwandelt die Jugend leicht Spinnegewebe in ein Ankertau. Selbsttäuschung hat das Blut in Deinen Adern, den Gedanken in Deiner Seele umgewandelt; aber klammre Dich nicht beständig an diesen einen schwarzen Punkt an! Das wirst Du auch nicht; er wird Dich zur Thätigkeit anspornen, Deine Seele erheben, nicht sie niederdrücken. Jetzt hat Dich die traurige Ueberraschung durch des Großvaters Tod, den Du gesund und wohl

glaubtest, gebeugt und Deine Gedanken so trübe gestimmt. Es werden bessere Tage kommen! Du bist jung, und Jugend bringt Gesundheit für Seele und Körper."

Sie führte Otto in den Garten, wo die Weidenpflanzung die andern Bäume gegen den scharfen Westwind schützte. Die Stachelbeerbüsche trugen Früchte, sie waren aber noch nicht reif; einen Busch hatte Otto als Steckling eingepflanzt, er war nun groß. Rosalie hatte die Zweige am Stacket aufgebunden, damit er als Spalier recht die Sonnenstrahlen einschlürfen könne. Otto sah mehr auf die Fesseln, als auf die gute Absicht. „Laß ihn frei wachsen!" sagte er, „wenn das morsche Stacket umfällt, werden die Zweige geknickt!" er schnitt die Bänder durch.

„Du bleibst doch immer der alte Otto!" sagte Rosalie. Sie begaben sich in ihr Kämmerlein, wo das Crucifix und vor demselben ein kleiner Topf mit Blumen den Tisch schmückten. Ueber dem Kreuze hing ein Kranz von verwelktem Haidekraut. „Den schenktest Du mir vor zwei Jahren, Otto!" sagte Rosalie. „Es gab keine Blumen mehr, nichts Grünes, außer dem Haidekraute, da flochtest Du mir davon den Kranz. Später habe ich ihn nicht von dem Crucifixe wegnehmen wollen."

Sie wurden von einem Besuche unterbrochen. Es war der alte Prediger.

XV.

Sein grober Rock war alt und schlicht,
Nicht besser er's begehrte.
(Des Täufers war wohl feiner nicht,
Als er auf Erden lehrte.)

C. J. Boye.

Nicht nur von Otto's Angelegenheiten, sondern auch von der Stadt drüben, wie der Prediger κατ' ἐξοχὴν Kopenhagen nannte, wollte er sprechen. Nur ein Mal die Woche kam der „Viborger Sammler" zu ihm, und die Kopenhagener Blätter bräuchten einen ganzen Monat, um die Runde zu machen. „Man möchte doch gern mit der Zeit fortschreiten!" sagte er.

Gestern, am Begräbnißtage des Großvaters hatte er es nicht passend gefunden, seinen Drang, den lieben Otto von der „Stadt" erzählen zu hören, zu befriedigen, aber heute, meinte er, ließe es sich gut thun, und deshalb habe er nicht Otto's Besuch erwarten, sondern selbst einen abstatten wollen.

„Du hast doch unsern guten König gesehn?" war seine erste Frage. „Der Herr segne den Gesalbten! Er ist doch noch rüstig und munter, wie immer, mein guter König Friedrich?" Und nun mußte er einen Zug erzählen, der sein Herz gerührt hatte und, seiner Meinung nach, in den Jahrbüchern der Geschichte einen Platz verdiente. Es hatte sich diese Begebenheit das letzte Mal zugetragen, als der

König in Jütland war; er hatte das Innere des Landes und auch die Westküste bereist. Als der König ein Wirthshaus verließ, war ihm die alte Wirthin nachgelaufen und hatte gebeten: Vater, möchtet Ihr doch, zum Andenken, Euren Namen mit Kreide an den Balken schreiben! Die vornehmen Herren hatten sie nicht zulassen wollen, sie aber zupfte den König am Rock, und als er ihren Wunsch vernommen, habe er freundlich genickt und gesagt: „recht gern!“ Er sei auch zurückgekehrt und habe seinen Namen an den Balken geschrieben. Dem alten Manne kamen Thränen in die Augen, er weinte und betete für seinen König.

Im Grunde blieb er selbst immer der Erzählende; jede seiner Fragen berührte Eins oder das Andere aus seinem eigenen Leben, er kam immer auf die Quelle: seine Studienjahre, zurück. Da habe es ein anderes Leben, eine andere Bewegung gegeben, meinte er. Sein königliches Ideal der Schönheit war die Königin Mathilde gewesen. „Ich sah sie oft zu Pferde,“ sagte er, „damals war es hier zu Lande nicht Sitte, daß Damen ritten; in ihrem Lande war es Gebrauch, hier gereichte es dem Auge zur Aergerniß. Gott gab ihr Schönheit, und eine Königskrone, und ein Herz voller Liebe; die Welt gab ihr, was sie geben kann, ein Grab, in der Nähe der kahlen Haide.“

Indem er so fortwährend zu seinen eigenen Erinnerungen zurückkehrte, wurde seine Ausbeute an Neuem eben nicht groß, aber er war befriedigt. Kopenhagen schien ihm eine ganze Welt, eine königliche Stadt, aber Sodom und Gomorrha hatten da mehr als eine Straße.

Otto lächelte über den Ernst, mit welchem er dieses sprach.

„Ja, das kenne ich besser als Du, mein Junge!“ fuhr der alte Prediger fort. „Der Teufel geht zwar nicht umher, wie ein brüllender Löwe, hat aber doch da seine größten Fabriken! Er ist gut gekleidet, verbirgt die Klauen und den Pferdefuß! Baue nicht auf Deine Kraft! Er geht, wie die Katze in der Fabel, „„pede suspenso““ schleichend und vorsichtig. Es geht im Grunde mit dem Teufel, wie mit jenem jütländischen Bauerkerl. Dieser kommt in die Stadt, hat Nichts, läuft umher und putzt Schuhe und Stiefeln für die jungen Leute, dadurch gewinnt er eine kleine Summe; er versteht zu sparen, nun kann er sich den Keller des Hauses miethen, wo Du wohnst, und da einen kleinen Handel anfangen. Mit dem Handel geht es gut, sehr gut! Es kommt so weit, daß er das untere Stockwerk miethen kann; da zieht er besseren Vortheil, wird ein geborgener Mann, und ehe Du Dich umsiehst, kauft er das ganze Haus. Siehst Du, so geht's mit dem jütländischen Bauerkerl, und eben so geht's mit dem Teufel. Zuerst bekommt er den Keller, dann den untern Stock, und zuletzt das ganze Haus!“

XVI.

Zwar ist's schön im fremden Lande,
Doch zur Heimath wird es nie! —

Möcht' die Berge wiedersehen
Und die lautern Gletscher d'ran —

Möcht' die Glocken wieder hören,
Wenn der Hirt zu Berge treibt.

Schweizers Heimweh.

Erst nach dem Frühstück ging der Prediger zu Otto's Angelegenheiten über. Des Großvaters Testament setzte ihn zum einzigen Erben des großen Vermögens ein; ein Mann in Kopenhagen, der Comptoirchef Berger, sollte, weil der Prediger es nicht hatte übernehmen wollen, Curator sein. Rosalie war nicht vergessen, ihre Ergebenheit und Treue hatten ihr Verwandtschaftsrechte erworben; ihre letzten Tage sollten frei von Sorgen sein; sie hatte ja von dem Verstorbenen alle Sorgen zu entfernen gesucht, als er noch lebte. Ein sorgenfreies Alter wartete ihrer, Otto wünschte ihr aber ein glückliches. Er theilte dem Prediger seinen Plan mit: dieser schüttelte den Kopf, meinte, er sei nicht ausführbar, betrachtete ihn als einen Einfall, eine Grille. Das war er aber nicht.

Es verrannen einige Tage. Eines Nachmittags saß Rosalie auf der kleinen hölzernen Bank unter den Kirschbäumen und nähete Trauerzeug für den Winter.

„Es ist der letzte Sommer, wo wir hier sitzen," sagte

sie, „der letzte Sommer, wo hier unsere Heimath ist! Ich war an diesen Fleck gleichsam festgewachsen. Es thut mir leid, ihn verlassen zu müssen."

„Du hast Deine liebe Schweiz verlassen müssen," sagte Otto, „das war doch härter!"

„Damals war ich jung!" antwortete sie. „Der junge Baum läßt sich wohl verpflanzen, aber der alte hat tiefere Wurzeln geschlagen. Dänemark ist ein gutes Land, ein schönes Land!"

„Aber nicht die Westküste Jütlands!" rief Otto aus. „Für Deine grünen Weideplätze hast Du hier Haidekraut, für Deine Berge niedrige Sanddünen!"

„Auf dem Juragebirge giebt es auch Haide," sagte Rosalie. „Die hiesige Haide erinnert mich oft an die Heimath auf dem Jura. Auch dort ist es kalt, es kann schon im August Schnee fallen. Die Tannenwälder stehen dann wie ganz überpudert."

„Ich liebe die Schweiz, die ich nie gesehen habe," nahm Otto das Wort. „Deine Erzählung hat mir ein Bild der malerischen Größe dieses Berglandes gegeben. Ich habe einen Plan, Rosalie! Ich weiß, daß in dem Herzen des Bergbewohners das Heimweh nie erstirbt; ich erinnere mich wohl, wie Dein Auge funkelte, wenn Du von der Wanderung nach Le Locle und Neufchatel erzähltest; selbst als Knabe war es mir, als fühlte ich bei Deinen Worten die leichte Bergluft. Ich fuhr mit Dir auf der schwindelnden Höhe, wo die Wälder unter uns wie Kartoffelfelder dalagen; was sich von unten gleich dem

Rauch aus dem Meiler eines Kohlenbrenners emporhob, war eine Wolke in der Luft! Ich sah die Alpenkette, gleich schwimmenden Wolkenbergen, unten Nebel, oben dunkle Gestalten mit schimmernden Gletschern!"

„Ja, Otto!" sagte Rosalie, und ihr Auge glänzte von jugendlichem Feuer, „so erscheint die Alpenreihe, wenn man von Le Locle nach Neufchatel hinabfährt. So sah ich sie dort, als ich zum letzten Male den Jura hinabfuhr. Es war im August. Die Laubbäume standen gelb und roth zwischen den dunklen Tannen; Berberitzen und Hagebutten wuchsen zwischen den großen Brahnen *). Die Alpen lagen so schön beleuchtet, der Fuß war himmelblau, der Gipfel schneeweiß im klaren Sonnenschein. Ich war wehmüthig gestimmt, ich verließ ja meine Berge! Da schrieb ich in mein Buch, o ich erinnere mich dessen so gut: „„Die hohen Alpen scheinen mir die zusammengefalteten Flügel der Erde! Wie, wenn sie dieselben erhöbe, wenn sie die großen Federn mit den bunten Gebilden von schwarzen Wäldern, Gletschern und Wolken entfaltete? Welches Bild! am Tage des jüngsten Gerichts wird sie wohl diese Schwingen entfalten, zu Gott emporfliegen und in den Strahlen seines Sonnenlichtes vergehen!"" „Ich bin auch jung gewesen, Otto!" fuhr sie wehmüthig lächelnd fort. „Du würdest beim Anschauen dieser Naturpracht noch tiefer gefühlt haben. Der See am Fuße des Gebirges war spiegelblank; ein kleines Boot mit weißen Segeln schwamm,

*) Fruticetum.

einem Schwane gleich, auf seiner Fläche. Am Wege, wo wir fuhren, schlugen die Bauern Kastanien herunter; der Wein hing voll großer, schwarzer Trauben. Wie sich doch ein solcher Eindruck der Seele einprägen kann! Es sind nun 35 Jahre her, und noch sehe ich das Boot mit den weißen Seegeln, die hohen Alpen und die dunklen Trauben."

„Du sollst Deine Schweiz wiedersehen, Rosalie!" rief Otto aus, „die Glocken der Kühe auf den grünen Wiesen hören. Du sollst wieder nach der Kapelle in Franche Comté gehen, die Freunde bei Le Locle besuchen, die unterirdische Mühle und den Doubsfall sehen."

„Das Mühlrad geht noch, das Wasser stürzt noch, wie in meiner Jugend; aber die Freunde sind fort, meine Verwandte zerstreut; eine Fremde werde ich dort erscheinen, und wenn man in meinem Alter ist, kann die Natur einem nicht genügen, man will auch Menschen haben!"

„Du weißt, Rosalie, der Großvater hat Dir eine Summe ausgesetzt, so lange Du lebst. Nun habe ich gedacht, Du könntest Deine letzten Tage bei Deinen Lieben in der Heimath, der herrlichen Schweiz verleben. Im October mache ich mein philosophicum, künftigen Sommer wollte ich Dich dann begleiten. Auch ich muß das herrliche Gebirgsland sehen, von der Welt ein wenig mehr kennen lernen, als ich bisher gekannt habe. — Ich weiß, wie Deine Gedanken immer in der lieben Schweiz weilen; dahin will ich Dich zurückführen. Du wirst Dich dort weniger einsam fühlen, als hier in Dänemark!"

„Du fliegst auf Jugendgedanken, wie Du sollst und

mußt, Du liebe, liebliche Seele!“ sagte Rosalie lächelnd. „In meinem Alter geht es so leicht nicht.“

„Wir machen nur kleine Tagereisen,“ sagte Otto, „gehen mit dem Dampfschiffe den Rhein hinauf, das ermüdet nicht, und von Basel ist man bald in Franche Comté auf dem Jura.“

„Nein, auf der Haide, bei der Nordsee, will die alte Rosalie sterben; hier bin ich jetzt einheimisch geworden, hier habe ich einige Freunde. Die Familie in Lemwig hat mich eingeladen, die hat für mich einen Platz am Tische, ein kleines Stübchen und freundliche Gesichter. Die Schweiz würde mir jetzt nicht mehr die Schweiz sein, die ich verließ. Die Natur würde ich begrüßen als einen alten Bekannten; es würde mir Musik sein, das Glockengeläute der Kühe zu hören; es würde mich tief rühren, in der kleinen Kapelle auf dem Berge zu knieen; aber ich würde mich dort bald mehr fremd fühlen, als hier. Wäre es vor funfzehn Jahren gewesen, da lebte meine Schwester noch, die liebe, fromme Adele; sie wohnte mit meinem Onkel dicht an der Grenze von Neufchatel, wie Du weißt, kaum über eine Viertelmeile von Le Locle, der Stadt, wie wir es nannten, weil es die größte in der Nachbarschaft war. Jetzt leben mir nur noch entfernte Verwandte, die mich vergessen haben. Ich bin dort eine Fremde. Dänemark gab mir Brot, es wird mir auch ein Grab geben!“

„Ich dachte, dir eine Freude zu machen!“ sagte Otto.

„Das thut deine Liebe zu mir!“ entgegnete Rosalie.

„Ich meinte, du solltest mir Deine Berge zeigen, Deine Heimath, von der Du so oft sprachst.“

„Das kann ich noch. Ich erinnere mich jedes Flecks, jedes Baumes. Alles steht noch eben so lebhaft vor meiner Erinnerung. Jetzt fahren wir zusammen den Jura hinan, immer höher; hier sind keine Weingärten mehr zu finden, keine Maisfrucht, keine Kastanien, nur dunkle Tannen, große Felsen, hie und da eine Buche, grün und groß, wie in Dänemark. Nun haben wir den Wald hinter uns, stehen viele Fuß über dem Meere; Du merkst es wohl an dem frischen Luftzuge; allenthalben grüne Wiesen; ununterbrochen dringt das Geläute der Kühe an unser Ohr. Noch siehst Du keine Stadt, und doch sind wir dicht bei Le Locle. Plötzlich biegt der Weg ab, mitten auf der Bergfläche erblicken wir ein kleines Thal, und in diesem liegt die Stadt mit ihren rothen Dächern, ihren Kirchen und großen Gärten. Dicht unter den Fenstern erhebt sich die Bergseite mit Gras und Blumen; es hat den Anschein, als müßte das Vieh auf die Häuser hinabstürzen. Wir gehen durch die lange Straße, an der Kirche vorüber. Die Bewohner sind Protestanten; es ist eine ganze Uhrmacher-Stadt. Mein Onkel und Adele saßen auch den ganzen Tag und arbeiteten an Rädern und Ketten. Das war für Monsieur Houriet in Le Locle. Seine Töchter kenne ich; die eine heißt Rosalie, wie ich. Rosalie und Lydia, sie haben mich sicher vergessen! Aber es ist wahr, wir sind ja auf der Reise! Nun, siehst Du, am Ende der Stadt folgen wir nicht der breiten Landstraße, die führt nach Besançon, wir bleiben

auf der kleineren, hier im Thale, wo die Stadt liegt. Das schöne Thal! Die grüne Bergseite behalten wir zur Rechten, an derselben hinauf liegen rund umher Häuser, mit großen Steinen auf den schrägen, hölzernen Dächern, und kleine Gärten mit Pflaumenbäumen. Jähe Felsenwände schließen das Thal ein; dort ragt ein Fels empor; erklimmst Du ihn, so blickst Du gerade nach Frankreich hinein: eine Ebene, flach, wie die dänische. Im Thale, wo wir uns befinden, dicht unter dem Fels, liegt ein kleines Haus, o ich sehe es deutlich! weißgekalkt, und mit blauangestrichenen Fensterrahmen, am Thore ein großer Kettenhund. Ich höre ihn bellen! Wir treten in das stille, freundliche Häuschen. Die Kinder spielen an der Erde umher. O mein kleiner Henry-Numa-Robert! ach ja, es ist wahr, jetzt ist er älter und größer als Du. Wir steigen die Treppe hinab, nach dem Keller. Hier stehen Säcke und Kisten mit Mehl. Unter dem Fußboden vernimmt man ein wunderbares Gebrause; noch einige Stufen hinab, und wir müssen die Lampe anzünden, denn hier ist es dunkel. Wir befinden uns nun in einer großen Wassermühle, einer unterirdischen Mühle. Tief unter der Erde brauset ein Fluß; oberhalb träumt Niemand von demselben; das Wasser stürzt mehrere Klafter über die rauschenden Räder hinab, die unsere Kleider zu ergreifen und uns im Kreise mit sich herumzuwirbeln drohen. Die Stufen, auf denen wir stehen, sind schlüpfrig; die steinerne Mauer trieft von Wasser, und keinen Schritt weit scheint die Tiefe bodenlos! O, Du wirst diese Mühle lieben, wie ich sie liebe! Wieder ans Tageslicht und unter freien Himmel gelangt,

erblickt man nur das stille, freundliche Häuschen. Weißt Du was, Otto? Oft, wenn Du still und träumend, ruhig, wie ein Bild, dasaßest, dachte ich an meine Mühle, an die Ruhe, welche sie dem Blicke darbot, und wie wild in ihrem Schooße der Strom brausete, wie die Räder gingen, und wie finster es in der Tiefe sei!"

„Wir verlassen die Mühle!" sagte Otto, und suchte sie von ihren Betrachtungen wieder auf die eigentliche Erzählung zurückzubringen. „Wir befinden uns im Walde, wo das Geläude der Abendglocke von der Kapelle in Franche-Comté an unser Ohr dringt."

„Da steht meines Vaters Haus!" sagte Rosalie. „Vom Eckfenster aus blickt man über den Wald hin nach Aubernez,*) wo die Brücke über den Doubs führt. Die Sonne bescheint den Fluß, der sich tief unten hinschlängelt, glänzend, wie das klarste Silber."

„Und ganz Frankreich breitet sich vor uns aus!" sagte Otto.

„Wie schön! o wie schön!" rief Rosalie aus, und ihre Augen funkelten, indem sie vor sich hinblickte; aber bald wurde der Blick wehmüthig, sie drückte Otto die Hand. „Niemand würde mich in meiner Heimath willkommen heißen, ich kenne ihre Freuden, ihre Sorgen nicht, sie sind nicht die meinigen! In Dänemark bin ich zu Hause. Legt sich der kalte Meeresnebel über die Haide, so glaube ich oft auf meinen Bergen zu wohnen, wo das Haidekraut

*) Ein Dorf im Canton Neufchatel, dicht am Flusse Doubs belegen, wo dieser zwischen der Schweiz und Frankreich die Grenze bildet.

wächst. Der Nebel scheint mir dann eine Schneewolke zu sein, die dort oben weilt, und so bin ich gerade, wenn Andere über schlechtes Wetter klagen, in den Wolken, auf meinen Bergen!"

„Du ziehst also zu der Familie in Lemwig?" fragte Otto.

„Da bin ich willkommen!" entgegnete sie.

Ende des ersten Bandes.

Schnellpressendruck von Fr. Ries in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andersen, Hans Christian,

Gesammelte Werke Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe

Bd.: 6

Leipzig 1847-1872

P.o.rel. 4827 x-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10036917-0